



POLITIK Eine Folge des 3. September Die OGBL-Präsidentin und der LCGB-Präsident über die „neue Herangehensweise im Sozialdialog“ S. 3	Luxembourg après Gaza Els Debuf a passé quatre ans au CICR à Jérusalem. Un témoignage d’humanitaire S. 6	« Un régime vidé de toute humanité » Après vingt ans passés en tant que pédagogue politique en Israël, Eitan Bronstein a choisi l’exil à Bruxelles. Rencontre S. 8	WIRTSCHAFT Trounwiessel Jubilé de Georges Lentz Jr et changement en cours à la tête de la Brasserie nationale S. 12	FEUILLETON Licht im Schatten Nataša Grujović gehört zur musikalischen Avantgarde. Porträt einer begnadeten Akkordeonistin S. 15 Foto: Sven Becker
--	--	--	--	---

Komm bei eis

IIII Peter Feist

Mit Aufstellern an öffentlichen Plätzen, mit Bildern auf den Gepäcktunneln am Flughafen wirbt die Armee für sich und um Personal. „Däin Asaz“. „Komm bei eis“. Heute Nachmittag werden in Wiltz am Monument national de la grève Rekrut/innen vereidigt. Vereidigungen finden drei Mal im Jahr statt. Wie die Verteidigungsdirektion im Außenministerium mitteilt, wurden in den letzten beiden Jahren 68 Prozent der als freiwillige Soldat/innen Rekrutierten tatsächlich vereidigt, 326 von 479. Steve Thull, der Chef des Generalstabs, sagte nach der Vereidigung vom Januar in *RTL-Télé*: „Wir sind wirklich am untersten Limit“ (11.1.2025).

Was unter anderem hilfreich wäre, um vom Limit weg zu kommen, erläuterte der General am 28. Mai in *Reporter.lu* und wurde ziemlich deutlich: Laute die Botschaft an die Gesellschaft, ein Dienst in der Armee sei „nobel“, „dann muss ich die Leute, die zu uns kommen, auch wertschätzen. Dann muss das ein Beruf sein und man muss damit sein Leben gestalten können“. Freiwilligen Soldat/innen sei das praktisch unmöglich. „Heute haben Sie nicht einmal den unqualifizierten Mindestlohn, wenn Sie zu uns kommen.“ Der Lohn sollte nicht kleiner sein als „wenn ich mich woanders bewerbe, wo ich mein Leben nicht aufs Spiel setzen muss“.

Wie Soldat/innen entlohnt werden, steht im Armeegesetz. Es wird in Punktwerten ausgedrückt wie im öffentlichen Dienst. Der monatliche Basis-Sold im untersten Dienstgrad Soldat bemisst sich an 94,01 Punkten, das ergibt beim derzeitigen Punktwert 2 287,66 Euro brutto. Der unqualifizierte Mindestlohn ab 18 beträgt 2 703,74 Euro. Er wird nur im höchsten der vier Soldaten-Dienstgrade, dem Premier soldat-chef, überschritten: mit 122,81 Punkten oder 2 745,14 Euro. Zwar erhalten Freiwillige mit einem höherem Dienstgrad als dem des Soldaten einen monatlichen Zuschlag von 3,7 Punkten (90,03 Euro) mit jedem Jahr, das im höheren Grad verbracht wird. Und gehen sie in Auslandseinsätze, steigt ihr Sold deutlich, auf 3 811,71 Euro im Grad Soldat zum Beispiel. Das ändert aber nichts daran, dass die Armee zum Dienstbeginn 416 Euro weniger als den unqualifizierten Mindestlohn anbietet.

Lange Zeit war das kaum umstritten. Der Armee wurde eine auch soziale Rolle zugeschrieben: Eine Option zu sein für Jugendliche, die sonst nichts mit sich anfangen wissen. Da ließ der niedrige Sold sich damit rechtfertigen, dass den Freiwilligen freie Kost und Logis in der Kaserne in Diekirch zustehen und freie Gesundheitsversorgung durch den medizinischen Dienst der Armee. Weil diese Rechnung nicht mehr aufgeht, wird regierungsintern über eine höhere Besoldung diskutiert. Sie sei „Teil der Pisten“, die der Generalstab auf Wunsch von DP-Verteidigungsministerin Yuriko Backes ausgearbeitet hat, „um den Dienst in der Armee attraktiver zu machen“, teilt die Verteidigungsdirektion mit. Welche Erhöhung es geben wird, sei noch nicht entschieden.

Dagegen wird offenbar nicht daran gedacht, die Armee zu professionalisieren und wie General Thull angedeutet hat, auch die Soldatenkarriere zum Beruf zu machen. Noch ist „Soldat“, auch wenn der Sold nach dem Punktesystem im öffentlichen Dienst berechnet wird, ein Statut für sich und mit keinem anderen in der Arbeitswelt vergleichbar. Ändern würde das auch die Armeegewerkschaft Spal: Sie schlägt vor, Soldat/innen zu Staatsangestellten zu machen, ihren Dienst generell auf zehn Jahre anzusetzen, Übergänge zu höheren Laufbahnen in der Armee einzurichten und zu Polizei, Zoll oder CGDIS. Der Gedanke dahinter lautet, dass selbst die von drei auf vier Jahre verlängerte Freiwilligen-Zeit zu kurz sei und eigentlich eine Verschwendung von Ausbildung.

Dagegen denkt die Regierung über „punktuelle“ Verbesserungen am Soldaten-Statut nach, ohne es grundsätzlich zu ändern. Wofür sie vielleicht gute Gründe hat. Doch wenn die Armee 650 zusätzliche Soldat/innen und Berufsmilitärs rekrutieren soll, aber nicht genau weiß, wie; wenn die Wiedereinführung der Wehrpflicht nicht infrage kommt und wenn die Einrichtung einer Reserve aus Gedienten zwar politisch konsensfähiger scheint, aber die Regierung das nicht zu ihrem Plan erklärt, dann bleiben nicht viele andere Möglichkeiten übrig. ●



Politik



Sven Becker

Patrick Dury und Nora Back während des Gesprächs in der Saliatskammer

Eine Folge des 3. September

IIII Interview: Peter Feist

Die OGBL-Präsidentin und der LCGB-Präsident über die „neue Herangehensweise im Sozialdialog“

Premier Luc Frieden bekam gestern Post von Nora Back und Patrick Dury. Die OGBL-Präsidentin und der LCGB-Präsident wiederholen in ihrem Brief den Vorwurf an den Premier, die Diskussionen in der Sozialronn am 3. September verfrüht beendet zu haben. Was zu Beginn der Sitzung von ihm als Bestandsaufnahme präsentiert wurde, habe er später „als endgültige Schlussfolgerung dekretiert“. Damit habe die Regierung „das Luxemburger Sozialmodell, wie wir es seit Ende der Siebzigerjahre kannten, begraben“. Das zwingt die Gewerkschafts-Union aus OGBL und LCGB zu einer „neuen Herangehensweise im Sozialdialog“. Forderungen, Vorschläge und Analysen werde sie den zuständigen Regierungsmitgliedern in Zukunft nur im bilateralen Austausch unterbreiten. Gegenüber den politischen Schlussfolgerungen behalte sie sich alle gewerkschaftlichen Mittel vor. Das Ständige Beschäftigungskomitee CPTE hat für OGBL und LCGB kein Mandat mehr. Der Arbeitsminister wird gebeten, die Sozialpartner zu Separatgesprächen einzuladen.

d’Land: Nora Back, Patrick Dury, welches Ziel verfolgen OGBL und LCGB mit dem neuen Ansatz?

Nora Back: Wir passen unsere Arbeitsweise an, um die Interessen der Berufstätigen und der Pensionierten zu verteidigen. Weil die Regierung entschieden hat, das Tripartite-Modell nicht mehr zu respektieren und Verhandlungen nicht mehr ernst zu nehmen. Weil sie ein „ech lauschteren no an decidéieren“ praktiziert. Wir dienen nicht als Alibi, damit die Regierung sagen kann, sie habe den Gewerkschaften zugehört, und dann macht sie Sozialabbau. Das heißt: Wir werden künftig noch stärker argumentieren. Werden sagen, so müsste es im Arbeitsrecht laufen, so müssten die Arbeitszeiten sein, und so weiter. Wir werden inhaltlich arbeiten, aufklären und sensibilisieren, viel präsenter in der Öffentlichkeit sein. Wir werden gegenüber Parteien und Fraktionen politisch auftreten. Und wenn es sein muss, auf die Straße gehen.

Wollen Sie, dass der Premier sagt: Setzen wir uns nochmal zusammen, diesmal richtig?

Patrick Dury: Wir gingen in die drei Sozialronnen, die nicht Tripartite heißen sollten, mit dem Ziel, einen Sozialkonflikt zu vermeiden und den Sozialdialog wieder anzukurbeln. Was zu den Kollektivverträgen vorgesehen war und zu den Öffnungszeiten und der Sonntagsarbeit im Einzelhandel, waren Patronats-Forderungen, die die Regierung umsetzen wollte. Den Sozialkonflikt konnten wir verhindern, weil die Regierung zu den Kollektivverträgen komplett zurückruderte. Zu Sonntagsarbeit und Öffnungszeiten ging sie auf wesentliche Forderungen von uns ein. Und hätte es unsere Mobilisierung nicht gegeben, wäre die Rentenpolitik heute eine ganz andere.

Das sind Erfolge, nicht wahr?

PD: Aber im „consulter et décider“, wie es der Premier praktiziert, gibt es keinen richtigen Sozialdialog, keine Verhandlung mehr. In einer Tripartite setzen drei Partner auf Augenhöhe sich mit einer Situation auseinander, um gemeinsam zu einem Resultat zu gelangen. Das war hier nicht der Fall. Anderthalb Jahre lang haben wir mit der Regierung auf allen möglichen Ebenen verhandelt, im CPTE, in Schwätzmat-Treffen, in Zweier- und Dreierunden beim Premier. Das hat alles nichts gebracht. Nur unsere Kundgebung am 28. Juni brachte etwas. Damit könnten wir nun zufrieden sein, aber das ist für unser Land ganz bedenklich. Zum ersten Mal sind wir in einer Situation, wo trotz der vielen Gespräche die Regierung ihre Konklusionen angesichts unserer Aktionen zog und nicht aufgrund unserer Argumente. Das ist der wichtige Punkt, das verändert alles.

NB: Unser Ziel ist natürlich, dass die Regierung zum bisherigen Modell zurückkehrt, aber wir glauben nicht daran. Das Vertrauen ist weg. Also wollen wir nun ihre Entscheidungen so beeinflussen, dass sie im Sinne der Leute sind. Wenn es sein muss, auf der Straße. Erstaunlicherweise ist Luc Frieden dabei, sich selber zu beweisen, dass der Druck der Straße die Regierung zum Umdenken brachte. Das ist die Botschaft, die uns vermittelt wurde. Auch in den Sozialronnen sagte die Regierung: „Weil so viele auf der Straße waren, mussten wir zurückrudern.“ Sie gibt sich und der Öffentlichkeit zu verstehen, dass nicht Verhandlungen zu Resultaten führen, sondern die Opposition der Gewerkschaften.

Wenn Sie mit Regierungsmitgliedern nur noch bilateral verkehren wollen: Bedeutet das eine „Politik des leeren Stuhls“ in allen Gremien mit Tripartite-Zusammensetzung? Also nicht nur im Ständigen Beschäftigungskomitee, wie Sie angekündigt haben, sondern auch im Wirtschafts- und Sozialrat und in der Sozialversicherung?

NB: Nein. Ins CPTE können wir in der Situation, wie sie ist, nicht gehen. Denn was soll dort diskutiert werden? Die Arbeitszeiten. Dieses Kapitel im Koalitionsprogramm ist das für uns gruseligste. Der Abschnitt zu den Pensionen ist vergleichsweise vage, zu den Arbeitszeiten dagegen geht es ganz konkret um mehr Flexibilisierung. Die UEL fordert jede Menge Grausamkeiten.

Am 9. Juli engagierten OGBL und LCGB sich, im CPTE über die Arbeitszeiten zu reden. Die Regierung hatte den Rückzieher zu den Kollektivverträgen gemacht, die Gewerkschaften sagten, dann gehen wir wieder ins CPTE. Es hieß auch, falls es dort keine Einigung gibt, finde im Oktober ein Treffen beim Premier statt.

PD: In den Konklusionen der Regierung vom 3. September steht von einem solchen Treffen im Oktober nichts...

NB: ... und am 9. Juli engagierten wir uns, weil wir davon ausgingen, dass es am Ende der Gespräche ein Abkommen geben würde. Wir sahen das wirklich ganz positiv. Nun aber müssen wir damit rechnen, dass die Regierung zu den Arbeitszeiten nach dem Prinzip „consulter et décider“ vorgeht, wie am 3. September. Da können wir nur verlieren. Da können Gespräche im CPTE einen Vorwand liefern, um uns vorzuhalten: Ihr habt doch mitdiskutiert!

PD: Sie hatten nach einer „Politik des leeren Stuhls“ gefragt. Die machen wir ganz sicher nicht. Aber falls die Regierung zur Krankenversicherung eine Politik fahren will, in der am Ende sie entscheidet, dann werden die Gewerkschaften ihr klar zu verstehen geben: Kein Leistungsabbau. Beitragserhöhungen, falls nötig. Und die *gouvernance* in der CNS muss abgesichert sein.

Im Koalitionsvertrag steht, die *gouvernance* der CNS werde überprüft. Ist dazu schon etwas geschehen?

PD: Ministerin Martine Deprez hat gelegentlich durchblicken lassen, dass das Tripartite-Modell der CNS infrage stehen könnte. Wir wollen das nicht, darüber ist mit uns nicht zu reden. Die Beschäftigten zahlen Beiträge, also werden sie durch die Gewerkschaften vertreten. Falls Martine Deprez etwas anderes einführen will, dann muss sie das mit dem Patronat versuchen, wie das zu den Kollektivverträgen versucht wurde. Dann werden wir die Öffentlichkeit informieren. Wird die Krankenversicherung verschlechtert, trifft es die Menschen sofort. Und wenn ihnen über mehr Eigenbeteiligung an die Tasche gegangen werden soll, werden wir dafür sorgen, dass die Leute das ganz schnell erklärt bekommen, und wir werden entsprechend reagieren.

[...]

[Fortsetzung von Seite 3]

NB: In die Krankenkassen-Quadrupartite gehen wir sicher, aber mit einer anderen Haltung. Alles andere müssen wir von Fall zu Fall betrachten. Wenn Luc Frieden morgen eine weitere Sozialrunde einberuft, wäre eine Teilnahme für uns ganz schwierig.

Laut Koalitionsprogramm soll, falls innerhalb eines Jahres mehr als eine Indexranche fällig wird, eine Tripartite einberufen werden. Falls es dazu kommt – gehen Sie hin?

PD: Wer die größte Attacke auf das Sozialmodell geritten hat, mit der Infragestellung der Rolle der Gewerkschaften zu Kollektivverträgen, mit der Infragestellung der Arbeitsbedingungen im Privatsektor, und wer gleichzeitig kein Problem damit hat, ein Gehälterabkommen für den öffentlichen Dienst auf den Tisch zu legen; wer all das gemacht hat und dann meint, er könne die Gewerkschafts-Union aus dem Hut zaubern, wenn er sie braucht, ist auf dem Holzweg.

NB: Wir werden ganz sicher nicht in eine Tripartite gehen, um eine Indexranche zu verschieben.

Stimmen Sie zu, dass der Premier Ihren Gewerkschaften ein politisches Geschenk zur Mobilisierung für die Kundgebung am 28. Juni gemacht hat, als er im *état de la nation* am 13. Mai zu einer Rentenreform sagte, was er sagte und wie er das tat? Renten und länger arbeiten versteht jeder, Kollektivverträge, so essenziell sie für Gewerkschaften sind, sind abstrakter...

NB: ... wir hatten aber schon vor der Erklärung zur Lage der Nation auch zu den Renten mobilisiert, nicht nur zu den Kollektivverträgen. Doch es stimmt, der *état de la nation* ein paar Wochen vor der *Maniff* hat geholfen. Und noch heute weiß niemand, wieso der Premier diesen enorm politischen-kommunikativen Fehler beging. Zumal anschließend das Rätseln darüber einsetzte, wer davon vorab wusste, ob Martine Deprez informiert war, die Fraktionen, die Regierungsparteien.

PD: Ich denke, der Premier hat in drei Sätzen die Maske fallen lassen. Er hat gezeigt, dass die *Schwätzmat*-Aktion nur Show war. Abgesehen davon, dass es dadurch gelang, die Gewerkschaften im Rentendossier auf die Seitenlinie zu drücken. Weil das Patronat nur von Verschlechterungen sprach, wäre jede Regierungsentscheidung immer noch sozialer als die Forderungen des Patronats gewesen. Vielleicht hat Premier am 13. Mai die Situation falsch eingeschätzt, das weiß ich nicht. Aber in drei Sätzen sagte er, was ein Regierungschef eigentlich sagen sollte: Er redete Klartext.

Da die Kundgebung erfolgreich war, machte die Regierung OGBL und LCGB viele Zugeständnisse. Hatten Sie darüber nachgedacht, das nach außen als Erfolg zu verkaufen, und die Gespräche mit Regierung und UEL hätten vielleicht doch zu einer Einigung führen können?

NB: Wir waren uns sogar zu dritt, mit der CGFP, einig, dass das kein Erfolg war. Denn wir befanden uns in einer Situation, in der wir über jede weniger schlimme Verschlechterung froh waren. Das Einlenken der Regierung zu den Kollektivverträgen bedeutet nur, dass wir sie weiter verhandeln dürfen, Status quo. Dagegen bedeutet es weder mehr Kollektivverträge, noch bessere Kollektivverträge. Zur Sonntagsarbeit im Einzelhandel gilt heute, dass acht Stunden nur mit Kollektivvertrag möglich sind, künftig soll das nur in Betrieben ab 30 Mitarbeitern so sein. Woraus folgt, dass mehr als 90 Prozent der Betriebe keinen Kollektivvertrag brauchen werden, um auf acht Stunden zu gehen. Dank unseres Drucks und unserer Mobilisierung wird alles viel weniger schlimm, als es hätte kommen können, doch es bleibt bei Verschlechterungen. Und was die Renten angeht: Klar sind wir froh, dass das Resultat vom 3. September viel weniger gravierend ist als die Ankündi-

gungen im *état de la nation*. Aber wenn am Ende der Premier sagt, ich habe zugehört und mache nun, was ich will, kann auch das kein Erfolg sein. Von der Form her auf keinen Fall, und leider auch vom Inhalt her nicht ganz, weil es dennoch eine Reihe Verschlechterungen gibt.

PD: Hinzu kommt: Wenn man in den Gesprächen die UEL sagen hört, dass sie Betriebsvereinbarungen will, womit wir ganz große Probleme haben, weil eine Delegation ohne Gewerkschaften sich in einem Machtgefälle gegenüber dem Patron befindet; wenn die UEL in diesen Betrieben obendrein das Arbeitsrecht in ihrem Sinne angepasst haben will und sich wünscht, dass das über eine Gesetzesänderung juristisch einwandfrei gemacht wird; wenn es darüber keine Einigung gibt und das Thema vom Tisch genommen wird, der Präsident der UEL in Interviews aber andeutet, dass er es im CPTe in anderer Form erneut auf den Tisch bringen könnte, dann muss man verstehen, dass das für uns kein Erfolg ist. Der Sozialkonflikt ist im Moment abgewendet. Das heißt aber nicht, dass es zu keinem größeren Sozialkonflikt kommen könnte. Gegenüber der Presse hat der UEL-Präsident gesagt, „mal sehen, wie viele Kollektivverträge wir noch abschließen werden“. Das ist eine Kriegserklärung an die Gewerkschaften. Würde die UEL das umsetzen wollen, werden wir so aufgestellt sein, dass wir die Interessen der Beschäftigten mit allen Mitteln verteidigen können.

Apropos *Sécu*: Ich meine, auch als OGBL und LCGB ihre Mitglieder mobilisierten, wurde in der CNS und der Rentenkasse CNAP mit den Vertretern der UEL gut zusammengearbeitet. Was wird daraus unter der neuen Arbeitsweise der Gewerkschafts-Union?

NB: Das ist eine wichtige Frage. In der CNS haben wir nicht per se konträre Interessen. Wir haben mit den Patronatsvertretern schon gemeinsame Papiere an die Ministerin verfasst. In der CNAP waren wir uns mit ihnen einig, dass sie von verschiedenen Ausgaben befreit werden sollte, die nichts mit den Renten zu tun haben. Wir sind uns nicht hundertprozentig einig, doch es gibt Allianzen zu bestimmten Fragen. Wie sich das weiterentwickelt, wird sich vor allem am heißen Eisen Krankenversicherung zeigen.

PD: In der Sozialversicherung wurde bisher im sozialpartnerschaftlichen Geist zusammengearbeitet. Aber falls die Regierung wegen des Krankenstands eine Hexenjagd auf Krankgeschriebene unterstützt, wie das Patronat sie fordert, dann könnten wir in eine ähnliche Situation kommen, wie wir sie mit der Regierung in den letzten Monaten hatten. Und wenn ich Aussagen höre, dass *keen ee Frang* Steuergeld zusätzlich in die Krankenversicherung fließen soll, obwohl sie Altlasten trägt, die der Staat ihr auferlegt hat, dann wäre die Diskussion ganz schnell beendet, falls mehr Steuergeld an Leistungsver schlechterungen gebunden würde.

Was halten Sie davon, dass die Renten-Pisten der Regierung ein Signal an die jungen Generationen senden, dass vor allem sie belastet werden? Während das für die schon Pensionierten zumindest nicht gleich so sein soll, denn das *ajustement*, die Anpassung der Renten an die Reallohnentwicklung, will die Regierung erst einmal nicht antasten.

NB: Die Rentenreform von 2012 sollte die Botschaft enthalten, dass auch die Pensionierten belastet würden. Deshalb hielt die damalige Regierung fest, das *ajustement* zu einem bestimmten Moment anzutasten. Nun aber soll die Renten Anpassung nicht um 50 Prozent gekürzt werden, wie laut der Reform von 2012 möglich, sondern, wie die aktuelle Regierung sich das vorstellt, um 75 Prozent, wenngleich erst um das Jahr 2030. Es wird also auch die Pensionierten treffen. Wir stellen fest, dass die Regierung nicht imstande ist, das System längerfristig abzusichern, sondern sich drei bis vier Jahre Zeit erkaufen will, und dann kommt die große Diskussion. Ich meine, darauf hat die Regierung es angelegt. Ob es eher die Jungen sein werden, diese Frage stellt sich heute noch nicht so sehr. Es werden *déi schaffend Leit* sein.

Rechnen Sie damit, dass die Mehrheitsfraktionen im Parlament den Renten-Gesetzentwurf der Regierung noch verschärfen werden, wenn er ihnen vorgelegt wird? Oder werden sie ihn durchwinken und die Renten zum Wahlkampfthema werden lassen?

PD: Wir werden schon ehe der Text ins Parlament kommt, die Fraktionen nach ihrer Meinung fragen. Und wir wären froh, wenn sie nicht sagen, *mir sinn an enger Kuck-Fabrik*, sondern klar antworten. Aber lassen Sie mich noch etwas zur Generationengerechtigkeit sagen. Sowohl die Reform von 2012 als auch die Pisten jetzt belasten die künftigen Generationen. Die Reform von 2012 kürzt die Renten über

„Wir werden schon ehe der Renten-Gesetzentwurf ins Parlament kommt, die Fraktionen nach ihrer Meinung fragen. Und wären froh, wenn sie nicht sagen, mir sinn an enger Kuck-Fabrik, sondern klar antworten“

Patrick Dury

40 Jahre hinweg. Die Gewerkschaften dachten schon damals darüber nach, wie nicht nur das Pensionssystem, sondern die gesamte Sozialversicherung sich aus alternativen Finanzquellen stärken lässt, damit wir nicht nur auf höhere Beiträge setzen müssen. Die Frage ist ja, was die Gesellschaft für Kranke aufwenden will und für Pensionierte. Wer in Rente geht, ist ja kein Parasit, sondern hat ein Arbeitsleben hinter sich. Wer lange studiert hat und mit 25 oder 30 ins Arbeitsleben eintritt, dessen Rente wird ganz unabhängig von jeder Reform auf einen Stand berechnet, der sich eigentlich erst nach 40 Jahren voll entwickelt. Also werden diese Leute, wenn sie sich den 60 nähern, nach der Höhe ihrer Rente schauen und sich fragen, ob sie noch weiterarbeiten sollten. Sofern sie das dann können! Was sein soll, wenn sie es nicht können, darauf haben wir heute keine Antwort. Auch keine auf die Frage, was sein soll, wenn jemand meint, was er aus der gesetzlichen Rentenversicherung beziehen kann, reicht ihm nicht. Weil er über keine 40 Jahre Karriere verfügt.

Die Regierung will Privatversicherungen steuerlich interessanter machen.

PD: Aber wer kann sich eine leisten? Vielleicht die fünf Prozent im Privatsektor, die über den *Cotisationsplaffong* hinaus verdienen. Das wäre eine Politik für die ganz breiten Schultern. Die Diskussion darüber war absolut nicht möglich. Wir sagten deshalb, suchen wir nach Finanzierungs-Alternativen. Zum Beispiel über eine spezielle Steuer, ähnlich wie die Solidaritätssteuer. Oder über einen ganz kleinen Prozentsatz nach dem Modell der Pflegeversicherungsbeiträge, für die alle Einkünfte berücksichtigt werden. Es ist eine Schwäche der Regierungspolitik, dass sie zu den Renten so agiert hat, wie sie agiert hat.

Was bedeutet der neue gewerkschaftliche Ansatz für den LCGB? Traditionell wurde er als die mehr konsensorientierte Gewerkschaft verstanden.

PD: Der LCGB hat sich schon 2011 einen neuen Ansatz gegeben. Wir sagten, wir konzentrieren uns auf den Privatsektor. 2014 schrieben wir die Inkompatibilität von Gewerkschaftsmandat und politischem Mandat in unseren Statuten fest. Seit ich Präsident bin, stellt der LCGB seine Aktionsprogramme in aller Unabhängigkeit auf. Wir sind eine Gewerkschaft, die sich am Interesse ihrer Mitglieder orientiert. Offenbar wird das anerkannt, sonst hätten die Kollegen vom OGBL mit uns kaum die Gewerkschafts-Union gebildet. So gesehen, verstehe ich Ihre Frage nicht.

Die Entscheidung der Index-Tripartite im März 2022 trug der LCGB mit, der OGBL nicht.

PD: So eine Situation wird nicht mehr eintreten. Über die Gewerkschafts-Union haben wir strukturell festgehalten, dass wir gemeinsam auftreten. Alle Diskussionen, die wir mit der Regierung führten, haben wir gemeinsam vorbereitet, und was der eine sagt, gilt auch für den anderen. Kommt es zu einer Tripartite, muss sie gemeinsam bewertet werden, und dann wird gemeinsam entschieden, ob es zu einer Unterschrift kommt oder nicht.

Ist das die Einheitsgewerkschaft oder doch noch nicht?

PD: Es ist eine strukturell stärkere Zusammenarbeit zweier Organisationen. Das ist ein dynamischer Prozess. Wie weit er gehen wird, kann ich heute nicht sagen. Aber den Erfolg, den wir hatten, verdanken wir unserer Zusammenarbeit. Die Zeiten ändern sich, darauf müssen wir uns einstellen. ●

„Wir werden ganz sicher nicht in eine Tripartite gehen, um eine Indexranche zu verschieben“

Nora Back

B L O G



POLITIK

Vorerst letzte Runde

Weil die von der CSSF gegen die Spuerkeess verhängte Millionenstrafe das politisch nötig machte, wurden am Montag und Dienstag die Generaldirektorin (Foto: sb) sowie Verwaltungsräte im parlamentarischen Finanzausschuss zum Thema Caritas-Affäre angehört, aber auch Premier Luc Frieden und Finanzminister Gilles Roth. Frieden sagt erneut, im Moment seiner Aussage vor dem mittlerweile aufgelösten Caritas-Sonderausschuss nichts von dem Strafgeld gewusst zu haben. Während Roth davon Kenntnis hatte, wegen eines von der Spuerkeess eingereichten Einspruchs aber nichts habe sagen können. Das kann der Ex-Wirtschaftsminister und heutige LSAP-Abgeordnete Franz Fayot nicht teilen.

Roth habe eine „politische Pflicht“ gehabt, den Premier zu infomieren, sagte Fayot am Mittwoch im *100,7*. Doch der habe das vielleicht gar nicht wissen wollen. Fayot wirft der Spuerkeess-Führung vor, sich um ihre Verantwortung in der Caritas-Affäre zu drücken. Hätte die staatliche Bank alle Empfehlungen der CSSF umgesetzt, die diese schon 2021 erteilte, hätte der Caritas-Betrug sich vielleicht verhindern lassen. ^{PF}

Mehr Sicherheit

Ähnlich wie für die Jugendlichen hat die Weltlage auch das politische Empfinden der Erwachsenen verändert. 44 Prozent der Luxemburger geben an, Sicherheit und Verteidigung hätten für die Festigung der EU höchste Priorität. Damit liegt die hiesige Bevölkerung der Eurobarometer-Umfrage nach auf ungefähr dem gleichen Niveau wie die Deutschen (43 Prozent) und sieben Prozentpunkte höher als der Durchschnitt in der Europäischen Union. Es folgen Wettbewerbsfähigkeit, der Wert der EU, Bildung und Forschung. Klima und Umweltschutz haben sich aus dem Zeitgeist quasi verabschiedet, sie bilden das

Schlusslicht der Umfrage: Luxemburg liegt hier mit 14 Prozent sogar unter dem EU-Durchschnitt von 17 Prozent. ^{SP}

ARMEE

Blöde Küchenscherze

Land-Informationen zufolge wurde ein ziviler Mitarbeiter der Armee wegen *faute grave* fristlos entlassen. Der in der Küche auf dem Herrenberg Angestellte hatte einem Arbeitskollegen die Hose heruntergezogen. Doch so bizarr und inakzeptabel das klingt: Quellen aus der Armee sagen, das sei ein Scherz, der in der Küche Tradition habe.

Wieso zum schwersten Geschütz Entlassung gegriffen wurde, erläutert die Pressestelle der Armee auf Anfrage nicht. Es handle sich um ein Personaldossier, da gälten Vertraulichkeit und Datenschutz. Nur soviel: Die Armee verfolge eine „Null-Toleranz-Politik gegenüber jedem Verhalten, das die Würde einer Person angreift“. Die schriftliche Antwort der Pressestelle suggeriert aber auch, dass die Entscheidung nicht in der Armee getroffen worden sein könnte, sondern von DP-Verteidigungsministerin Yuriko Backes. Denn laut der Pressestelle sei die Kündigung von Mitarbeiter/innen der Armee mit Salariums-Statut Sache der „Ressortministerin“. Für Staatsbeamte und -angestellte dagegen gälten die statutarischen Regeln des öffentlichen Dienstes.

Ob Yuriko Backes über die Entlassung entschied und wie sie den Scherz, der Tradition haben soll, bewertete, beantwortete ihr Presseattaché nicht. In einer E-Mail an das *Land* verwies er auf die Vertraulichkeit von

Personalangelegenheiten und den Datenschutz. Auf die bei der Armee geltende Null-Toleranz-Politik gegenüber jedem Verhalten, das die Würde einer Person angreift, auch. Sodass vermutlich in Zukunft hart durchgegriffen wird, wenn in der Küche der Kaserne jemand einem anderen die Hose runterzieht. ^{PF}

BILDUNG

La rentrée

Für rund ein Sechstel der Gesamtbevölkerung beginnt am Montag der Ernst des Lebens wieder. 63 435 Schüler/innen des Fundamental müssen ab Montag wieder die Schulbank drücken. Knapp zehn Prozent von ihnen besuchen Privatschulen; ihr Anteil bleibt seit mehreren Jahren in etwa gleich. 54 610 Schüler/innen kehren in die Lyzeen zurück; mehr als ein Viertel in diesem Alter besuchen eine Privatschule. Der größte Classique ist das Lycée Michel Rodange (1 608 Schüler/innen), das größte Technique das Lycée technique du Centre (1 936 Schüler/innen). Die Europaschulen sind Vorreiter im privaten Sektor, die Zahl stagniert bei etwa 6 000 Kindern und Jugendlichen. Das Bildungsministerium teilt mit, dass 64,5 Prozent der Kinder, die ein Recht darauf haben, entweder den Chèques Service Accueil in Anspruch nehmen, in einem SEA eingeschrieben sind oder bei Tageseltern betreut werden. ^{SP}

Maschinelles Lernen

Nachdem Bildungsminister Claude Meisch (DP) vor zwei Wochen im *Wort* einen Meinungsbeitrag über KI veröffentlicht hatte, stellte er am gestrigen Donnerstag auf

der Rentrée-Pressekonferenz Leitlinien zum Umgang mit Künstlicher Intelligenz in der Schule vor. Ähnlich wie beim Smartphone soll der Umgang dem Alter angepasst werden.In der Grundschule sollen Kinder erst lernen, selbst zu lernen, und Basiskompetenzen entwickeln. In den unteren Sekundarschul-Klassen soll im Fach Digital Sciences über KI informiert werden, über ihre Risiken und Chancen, damit Schüler/innen einen „kritischen Blick“ für das Thema entwickeln. In den höheren Klassen soll KI progressiv zum Einsatz kommen, wenn sie einen Mehrwert fürs Lernen darstellt. ^{SP}

UMWELT

„Erschreckend“

In der Nacht vom vergangenen Montag auf Dienstag fielen „außerordentliche“ Mengen an Regen, schreibt das Haut commissariat à la protection nationale. Meteolux teilt mit, dass innerhalb von zwölf Stunden in Mersch bis zu 149 Liter pro Quadratmeter fielen – Pegel, die „noch nie gemessen wurden“. 24 Gemeinden waren betroffen, allen

voran Steinsel, Mersch, Bettemburg und die Hauptstadt. Am Dienstag berief DP-Bürgermeisterin Lydie Polfer gemeinsam mit ihrem Ersten Schöffen Maurice Bauer (CSV), der das Umweltressort verwaltet, eilig eine Pressekonferenz ein. Polfer erklärte, eine Krisenzelle sei aktiviert worden und das CGDIS sei 89 Mal ausgerückt. Es werde eine „intensive Analyse“ der Orte erfolgen, die dieses Mal am meisten betroffen waren. Die Wassermassen seien „erschreckend“, dass solche Phänomene wiederkehren können, sei möglich. Das Wort Klimawandel nahm sie nicht in den Mund. Am Mittwoch besuchten Lydie Polfer und Maurice Bauer Anwohner im Val de Hamm, wo besonders viele Keller unter Wasser standen. Warnungen wurden national herausgeschickt. Laut Meteolux wurden 94 Prozent der Bürger/innen erreicht. (Foto: sb) ^{SP}

Berichtigung

Bis Ende 2024 hat Luxemburg der Ukraine mehr als 250 Millionen Euro an Militärhilfe geleistet, nicht mehr als 150 Millionen Euro, wie im *Land* vom vorigen Freitag angegeben.



|||||

Drohnen am Himmel

||||| Peter Feist

In Deutschland und in Großbritannien wurden Drohnen unklarer Herkunft kritische Infrastrukturen überfliegen, vor allem abends und in der Nacht, schrieb der DP-Abgeordnete André Bauler am 8. August in einer parlamentarischen Anfrage, und dass die Polizeibehörden beider Länder Spionage durch die Drohnenflüge nicht ausschlossen. Bauler wollte wissen, ob in letzter Zeit auch in Luxemburg verdächtige Überflüge registriert wurden, und falls ja, ob die Drohnen konfisziert und identifiziert werden konnten.

Gleich drei Regierungsglieder – der Premier, der Innenminister und die Mobilitätsministerin – gaben am Dienstag in ihrer gemeinsamen Antwort auf Baulers Anfrage

weitgehend Entwarnung: Dem Hochkommissariat für die nationale Sicherheit (HCPN) sei seit Anfang des Jahres kein einziger verdächtiger Überflug einer kritischen Infrastruktur gemeldet worden. Die Polizei sei 39 Mal wegen Drohnen angerufen worden; meist aber habe es sich um Drohnen gehandelt, die Privathäuser, Gärten oder Felder überflogen; im letztgenannten Fall zum Zwecke der Beobachtung von Wild. Allerdings seien Drohnen auch in No-Fly-Zonen aufgetaucht, dazu gebe es jedoch keine Statistiken. Gleichwohl sei die Regierung sich des Risikos durch Drohnen bewusst. HCPN und Geheimdienst würden die Betreiber kritischer Infrastrukturen sensibilisieren, und es finde ein regelmäßiger Informationsaustausch innerhalb der EU statt.

Wer unter welchen Umständen eine verdächtige Drohne vom Himmel holen darf, hat André Bauler hat nicht nachgefragt. Eine Anfrage des *Land* bei der Verteidigungsdirektion ergibt, dass die Armee das tun kann, jedoch „nur in einem militärischen Zusammenhang“. Yuriko Backes habe an der Antwort auf André Baulers parlamentarische Anfrage in ihrer Funktion als Mobilitäts- und Bautenminministerin mitgewirkt, als Verteidigungsministerin sei sie für Drohnen-Überflüge nicht zuständig. Die Verteidigungsdirektion rät dem *Land*, sich ans HCPN, das Innenministerium oder das Mobilitäts- und Bautenministerium zu wenden.

Das HCPN zu fragen, erscheint naheliegend, da es doch mit dem Geheimdienst in Sachen

Drohnen sensibilisiert. Doch die E-Mail ans HCPN wird vom Staatsministerium mit dem Ratschlag beschieden, sich besser an die Polizei, beziehungsweise ans Mobilitäts- und Bautenministerium zu wenden.

Das Mobilitäts- und Bautenministerium hatte bis zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe noch nicht reagiert. Die Pressestelle der Polizei stellte in Aussicht, im Laufe nächster Woche Auskunft zu erteilen. Ein Glück vielleicht, dass das Großherzogtum weit weg liegt von Polen, wo dieser Tage viele verdächtige Drohnen unbekannter Herkunft auf einmal gesichtet wurden. Aber vermutlich waren die auch größer als etwa die Flugapparate zur Beobachtung Luxemburger Wildschweine. ●

Luxembourg après Gaza

IIII France Clarinval

Els Debuf a passé quatre ans au CICR à Jérusalem. Un témoignage d'humanitaire

Entre 2020 et 2023, Els Debuf a représenté le Comité international de la Croix-Rouge (CICR) auprès d'Israël et des territoires occupés (Cisjordanie, Gaza, Golan). « Une position comparable à celle d'un ambassadeur. » En tant que cheffe de mission basée à Jérusalem, cette juriste flamande de 47 ans connaît la région et les forces en présence. Elle observe la situation actuelle à Gaza avec effroi : « Si on tolère la façon dont cette guerre est menée maintenant, on touche les bas-fonds l'humanité. »

Formée en droit international et en philosophie à Leuven, Paris et Genève, Els Debuf a consacré l'essentiel de sa carrière au CICR (au siège en Suisse, en Guinée, en Colombie, en Géorgie...). Depuis juin 2024, elle est responsable de délégation pour le cyberspace du CICR, un service basé à Luxembourg destiné à traiter les questions numériques spécifiques pour poursuivre le mandat humanitaire.

Au cours de la discussion avec le *Land*, mardi, elle revient systématiquement au droit de la guerre et au droit international humanitaire. La boussole guidant son activité, même quand elle doit constater l'impuissance à le faire respecter. Elle rappelle que l'implantation du CICR en Israël remonte à 1967, la délégation permanente la plus ancienne. La seule qui couvre « les deux côtés, le territoire occupé et le pays qui l'occupe ». Lors de sa prise de poste en juin 2020, le travail d'Els Debuf se concentrait plutôt sur la Cisjordanie. « La flambée de violence chez colons et l'expansion des colonies étaient très préoccupantes. » Le rôle du CICR dans ce contexte est de dialoguer avec les parties (le gouvernement israélien, l'armée et la police et d'autres forces de sécurité israéliennes, les autorités et populations palestiniennes) pour « faire en sorte que les troupes ou les forces de sécurité se comportent correctement et que l'administration du territoire se fasse en conformité avec le droit humanitaire. » Ce n'était pas facile alors, c'est encore plus difficile aujourd'hui. « On essaye de soutenir les communautés palestiniennes pour leur permettre de travailler leurs terres. On leur fournit des semences, des oliviers. Si une terre n'est pas cultivée pendant trois ans, elle devient plus vulnérable à l'installation de colonies. »

Quand le Hamas a perpétré ses attaques le 7 octobre 2023, Els Debuf avait terminé sa mission à Jérusalem. Elle pensait prendre une année sabbatique car son mari était encore en poste pour un an. Elle a été rappelée pour ce qu'elle pensait être une gestion de crise. Elle restera neuf mois, avant de rejoindre Luxembourg. La juriste se souvient du choc produit par ces attaques : « On vit dans un pays en guerre, on sait que c'est horrible, mais là c'était autre chose, l'impact sur la société israélienne a été énorme. »

Elle revient sur « l'avant » : « La vie était déjà très difficile à Gaza. Des poussées de violence duraient trois jours, une semaine, parfois un mois, avec des morts et des destructions importantes. Mais entre ces *escalations*, la situation était plus calme qu'en Cisjordanie, nonobstant le bruit des drones presque permanent. Aujourd'hui, le feu des bombes s'est substitué au bourdonnement des drones. L'intensité de la réponse israélienne n'a pas de précédent ».

Malgré ses années d'expérience, Els Debuf reste sensible et touchée par la violence de cette guerre : « Quand on travaille sur le terrain, on est dedans tous les jours et on est très proche des gens qui la vivent. Gaza, c'est l'endroit le plus dangereux pour un travailleur humanitaire. Plus de 1 000 sont morts. 51 collègues du Croissant rouge palestinien sont décédés,

dont 31 dans le cadre de leur travail », énumère-t-elle. Plus encore que la souffrance, c'est l'impuissance qui la mine. À 18 ans, elle se voyait devenir Secrétaire général des Nations unies. « Je ne voudrais plus de ce job. Quand on est jeune on veut changer le monde. Maintenant j'espère juste aider les gens, parce que les États, la politique des grandes entités sont trop difficiles à influencer. »

Depuis quelques mois, la distribution de l'aide sur le terrain est orchestrée par l'organisation israélo-américaine Gaza Humani-

tout comme les échanges de prisonniers, la récupération de corps ou la recherche de personnes disparues s'avèrent très compliquées. « Depuis presque deux ans, nous n'avons pas pu effectuer de visites. Cela veut dire des centaines de personnes dont on ne connaît pas le sort. » Pas de visite de prison israélienne, mais pas non plus de visite des otages aux mains du Hamas. « La prise d'otages est interdite dans le droit de la guerre. Dès le premier jour, nous avons demandé leur libération sans condition et de les voir pour prodiguer des soins médicaux et s'assurer de leur traitement, ce qu'on n'a pas pu faire. »

Els Debuf alerte aussi sur les personnes disparues, plus de 16 000 à Gaza et en Cisjordanie, selon les chiffres du CICR. « Environ un tiers des cas est résolu, soit en localisant les personnes, soit en aidant les autorités à identifier les corps. Certaines familles se sont aussi retrouvées d'elles-mêmes. » Un travail qui nécessite de former les *local responders* non seulement pour que les morts soient traités de façon digne, mais pour qu'ils puissent être identifiés plus tard. « C'est-à-dire de faire attention de ne pas mettre deux corps dans un sac, de faire des photos, de chercher des documents d'identité. » Une démarche essentielle pour que les familles fassent leur deuil et pour que l'administration reconnaisse le décès. « Si quelqu'un n'est pas officiellement mort, on ne peut pas vendre la voiture ou la maison, recevoir des aides ou se remarier. »

Depuis quinze mois qu'elle vit et travaille à Luxembourg, Els Debuf constate que cette guerre suscite les mêmes discussions et les mêmes tensions ici qu'ailleurs. « Je vois les mêmes affiches, les mêmes slogans, les mêmes drapeaux. C'est peut-être le conflit le plus politisé et qui suscite le plus d'émotion dans le monde ». Difficile de maintenir la neutralité, fer de lance du CICR. « Cette position n'est pas toujours comprise. Être neutre, cela ne veut pas dire être indifférent ou inactif. Cela signifie parler à tout le monde avec les mêmes garanties de confidentialité. » Elle ne veut donc pas s'avancer quant à la « friabilité » (c'est elle qui choisit ce terme) des gouvernements. « On ne peut que constater avec beaucoup de frustration qu'ils ne font pas assez pour arrêter ce conflit comme plein d'autres, ni pour garantir que l'aide humanitaire puisse entrer et laisser les missions médicales faire leur travail. »

Un constat amer. « Ce qui se passe actuellement n'est pas une catastrophe naturelle qui survient sans crier gare, c'était prévisible. On ne pourra pas dire qu'on ne savait pas. L'histoire jugera », soupire-t-elle. « Ce n'est pas au CICR de dire aux gouvernements quoi faire, quelle pression, quelle sanction, quelle reconnaissance, mais l'issue doit être un cessez-le-feu et la fin de la guerre. Et pendant qu'elle continue, il faut au moins respecter le droit humanitaire. »

La juriste regrette globalement le manque d'investissement politique dans la prévention et la résolution de conflits, à Gaza, mais aussi en Ukraine, au Soudan, au Congo, au Yémen ou au Myanmar. « Les guerres actuelles sont plus nombreuses et plus longues. Et plus ça dure, plus c'est compliqué après. Apporter des tankers d'eau pendant quelques mois, ça coûte, mais reconstruire le système de canalisation et d'épuration, c'est bien plus cher. »

Els Debuf souligne que les investissements dans la défense ne doivent pas oblitérer ceux dans l'humanitaire et le droit. « Les règles dans un conflit armé international sont très particulières. Il faut donc réinvestir, équiper, entraîner pour respecter le droit humanitaire quand on est dans un conflit armé avec un autre État. » ●



Els Debuf, mardi, dans son bureau à Belair

Sven Becker

tarian Foundation, dont les méthodes sont critiquées par plusieurs ONG comme MSF. « Ça ne s'improvise pas ! Les humanitaires font cela depuis soixante ans. On sait comment ça fonctionne, on connaît les gens, on compte beaucoup plus de personnel, on est accepté par la population et puis on sait organiser ce genre de distribution massive. Il faut laisser les acteurs humanitaires effectuer leur travail », réagit-elle, à fleur de peau.

Un autre aspect du travail du CICR dans cette région vise la visite aux détenus palestiniens pour s'assurer des conditions de détention et l'organisation des rencontres des membres de leur famille. « On organise les permis et le transport ainsi que la sécurité des familles de prisonniers. Ça représentait quelque 50 000 personnes par an ». Ces actions menées par le CICR,

La Fedil encore

1111 Pierre Sorlut

La Fedil a organisé la troisième édition de son Industry Day mercredi après-midi dans la boîte de nuit du Chouchou, baptisée Encôre. Cet événement s'institutionnalise et annonce dorénavant « la rentrée », selon Lex Delles (DP), enseignant de métier devenu professionnel de la politique. Le ministre de l'Économie est l'invité traditionnel de ce rendez-vous du lobby industriel né en 2023. Pour la première édition pendant le *Superwaljoer*, le ministre Franz Fayot (LSAP) était tombé dans le guet-apens de Kikuoka. Dans les salons de l'hôtel Mercure, le ministre socialiste et ses collègues écologistes avaient été jugés responsables de la non-installation au Luxembourg des Google, Fage et Knauf... le tout sous l'œil de Luc Frieden, seul *Spätzekandidat* présent.

Ce mercredi, le ministre de l'Économie (un libéral) a été la cible d'une pique (celle-là amicale) de la part du président de la Fedil, Georges Rassel, dans la partie remerciements de son discours introductif : « Merci à Lex Delles d'arriver tardivement comme à son habitude, pour clôturer l'événement. » Bien informé (puisque'il n'est effectivement arrivé qu'en milieu d'après-midi), le ministre répondra en conclusion que son absence tenait à sa présence à une réunion au ministère des Finances pour défendre des investissements qui serviront l'industrie luxembourgeoise. Parmi ceux-ci pourraient d'ailleurs figurer l'acquisition du site dudangeois délaissé par Liberty Steel en faillite pour y développer des activités dans le domaine de la défense. L'initiative a été validée le 22 juillet par

le conseil de gouvernement. Elle exige maintenant une réponse du curateur, « assez vite », espère le ministre Delles, parce que des « dizaines voire des centaines de millions d'euros » vont abonder le secteur et le gouvernement apprécierait qu'ils profitent à l'économie nationale.

En ce jour d'incursion de drones russes au-dessus de la Pologne, membre de l'Otan, et de bombardements israéliens sur le territoire qatari, les turbulences du monde étaient mises à l'honneur... « Global shifts, local strategies : how industry can turn trade disruptions into opportunity », tel était le thème choisi quelques semaines plus tôt. S'est ajoutée une forte dimension européenne en la présence de Fredrik Persson, président de BusinessEurope, un lobby rassemblant 42 fédérations de 36 pays européens. « We are your boys in Europe », a clamé le lobbyiste à ses membres luxembourgeois, prôchant « l'unité et l'urgence » pour « libérer la créativité de nos entreprises » empêtrées, dit-il, dans un maelström réglementaire depuis de trop nombreuses années. « Mais on voit des signes positifs à Bruxelles. Les commissaires ont pris conscience », a-t-il témoigné le jour où leur cheffe, Ursula von der Leyen, a parlé du « combat » de l'Europe pour de son discours sur l'état de l'Union.

Sur le grill en ce jour de barbecue de la Fedil (comme le fera remarquer *Paperjam*), la représentante de la Commission européenne à Luxembourg, Anne Calteux, a fait valoir « la prévisibilité » recherchée par l'exécutif européen, notamment en signant avec

Donald Trump un accord commercial outrageusement à son avantage (avec un droit de douane de quinze pour cent sur les marchandises européennes). Un mauvais deal serait mieux qu'une guerre commerciale. Puis cet accord ne marquerait que « le début » des tractations durant lesquelles l'UE devra se montrer « flexible », selon Anne Calteux. Le représentant de BusinessEurope demande incessamment la multiplication des accords commerciaux entre l'UE et des grands pays tiers comme l'Inde pour limiter la dépendance aux États-Unis et à la Chine. La représentante de la Commission le lui promet, sans s'engager sur les délais. Puis elle rassure : « Il y a trop de règles, on a compris ». S'émanciper du corset de l'unanimité pour faciliter la prise de décision est une autre proposition de la Commission UvdL. Dans ce panel, deux voix « discordantes » se sont fait entendre. La nouvelle country manager d'ArcelorMittal, Valérie Massin, a demandé à ce que l'UE se protège de l'acier ou des produits chimiques en provenance de pays tiers qui ne respectent pas les normes demandées aux entreprises européennes. Le membre du comité de direction de Ceratizit, Frank Thomé, a regretté l'omnipotence de la Chine ou des États-Unis sur les chaînes d'approvisionnement des entreprises européennes, mais a en même temps partagé sa satisfaction que son groupe, au sein de Plansee, ait pris les devants pour juguler l'une (*tariffs trumpiens*) ou l'autre (hégémonie de la Chine sur le tungstène) turbulence. La lutte contre le réchauffement climatique a, elle, été rappelée par le ministre Lex Delles. ●

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Class marker

Ein wenig erinnert Luc Frieden an Donald Trump. Der US-Präsident wollte eine Tripartite von Vertretern der USA, Russlands, der Ukraine veranstalten. Um die Zukunft der Ukraine zu regeln. Er wollte den Vermittler spielen. Er hält Wladimir Putin für seinesgleichen. Wolodymyr Selenskyj zählt er zum Personal. Er glaubt, Kompromisse diktieren zu können. Deshalb will ihm die Vermittlung nicht gelingen. Der ukrainische Präsident traut ihm nicht. Der russische fühlt sich ermutigt, mehr herauszuschlagen.

Der CSV-Premier wollte mit Unternehmerverband und Gewerkschaften eine Tripartite veranstalten. Um die Zukunft des Kollektivvertragswesens, der Lebens-, der Wochenarbeitszeit zu regeln. Er wollte den Vermittler spielen.

Er gehörte zum Vorstand von BIL, Deutscher Bank London, Sankt-Paulus-Verlag, Handelskammer. Verächtlich witzelte er auf dem CSV-Sommerfest, Gewerkschaftsfunktionäre seien keine Überstunden gewohnt. Der Scherz ist ein *class marker*. Unternehmer erzählen ihn seit Jahrzehnten – wenn sie unter sich sind.

Luc Frieden hält den Präsidenten der Union des entreprises luxembourgeoises für seinesgleichen. Die Vertreter der Lohnarbeitenden zählt er zum Personal. Er glaubt, Kompromisse diktieren zu können. Deshalb will ihm die Vermittlung nicht gelingen. Die Gewerkschaften trauen ihm nicht. Die UEL fühlt sich ermutigt, mehr herauszuschlagen.

Siegerin der Tripartite ist eine schmale Fraktion Handelskapital: Dank CSV, DP siegten Supermärkte über Verkäuferinnen, Kassiererinnen, Mindestlohnbezieherinnen. Die Öffnungszeiten, die Sonntagsarbeit sollen verlängert werden. Diesem Mittelstand fühlt sich der UEL-Präsident nahe. Er besitzt einen Klempnerbetrieb. Finanzsektor, Exportindustrie interessiert der Streit wenig.

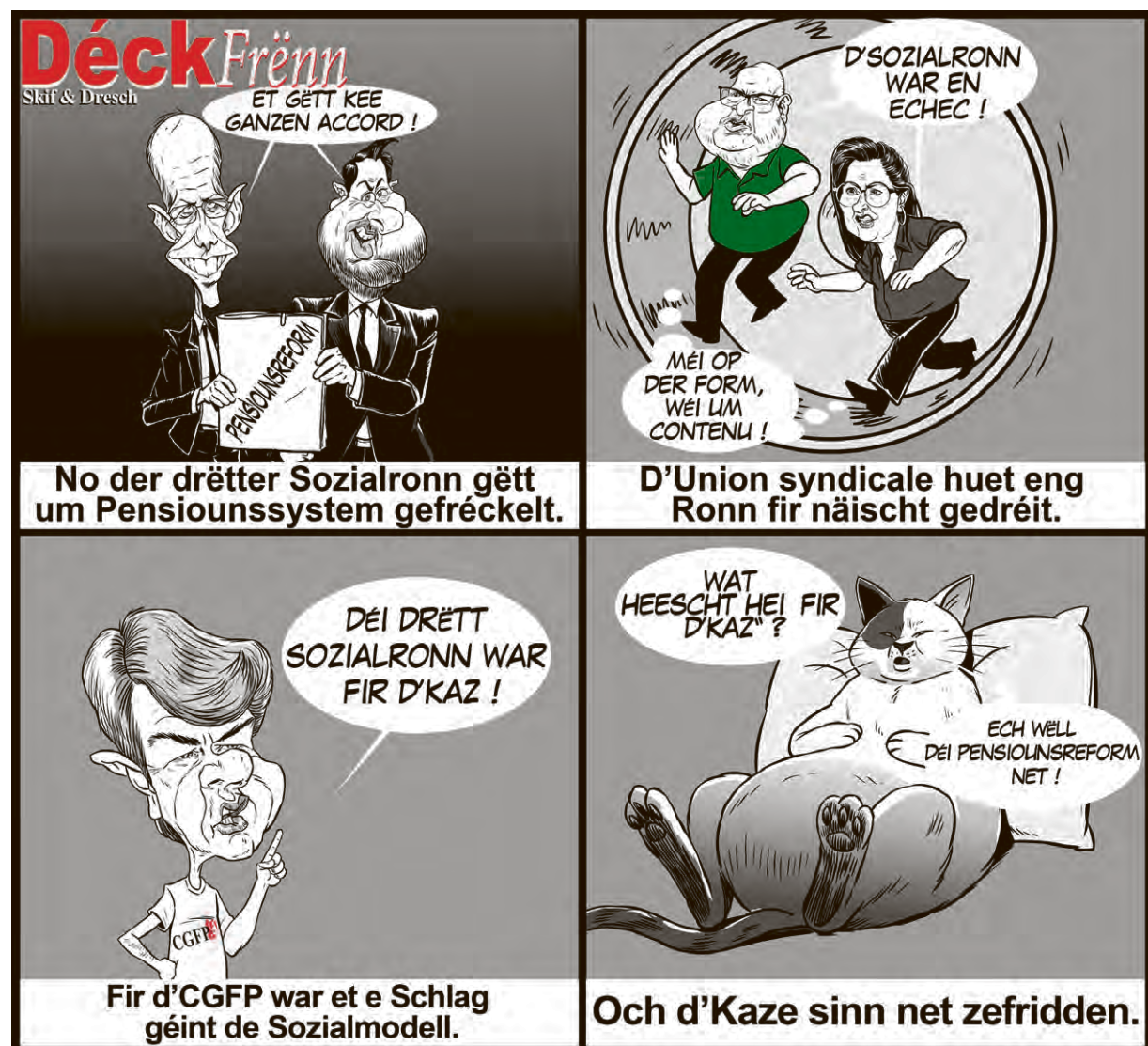
Luc Frieden wollte die Tripartite umbenennen. Tripartite klingt nach Klassenkompromiss zwischen Kapital und Arbeit. Wo jeder etwas mitentscheiden, etwas abbekommen soll. Nun scheint ungehemmte Bereicherung nicht mehr unanständig. Zu dem Zweck wollen Frieden, Reckinger, Mischo die Gewerkschaften übergehen, schwächen. Sozialpartnerschaft klingt wie Kassettenrekorder, Nokia-Handy, *Hei elei, kuck elei*.

Auf der Tagesordnung der Tripartite standen bloß Unternehmerforderungen: Demontage des Kollektivvertragsgesetzes, Rentenkürzungen, Verlängerung der Sonntagsarbeit, der Ladenöffnungszeiten. Die Gewerkschaften waren in der Defensive. Dann werfen Lohnschreiber ihnen die Verteidigung von „droits acquis“ vor.

Nach der dritten Tripartite-Runde krächte der Hahn. Vizepremier Xavier Bettel verleugnete seinen Premier: Keine Partei habe ein Wählermandat für eine Rentenreform. 2023 prokrastinierte das Wahlprogramm der CSV: „Hier besteht langfristiger Handlungsbedarf“ (S. 15). Dagegen diktierte die Wahlkampfbroschüre der Handelskammer: „Une réforme du système de pensions devra être mise en œuvre dès le début de la mandature, soit 2024“ (*Garantir des finances publiques* [...], S. 30). Luc Frieden ist CSV-Präsident. Er hält sich an das Mandat der Handelskammer.

Dass ein Premier Tripartite-Verhandlungen abbricht, ist nicht ungewöhnlich. Jean-Claude Juncker tat es 2010, Xavier Bettel tat es 2022. Am 28. Juni führten Zehntausende Demonstranten OGBL, LCGB aus der babylonischen Gefangenschaft der Tripartite. CSV und DP bekamen Angst vor der eigenen Courage. Sie bliesen die Demontage des Kollektivvertragsgesetzes ab. Sie schlachten erstmals seit 40 Jahren die heilige Kuh Beitragserhöhungen. Sie verlängern die Mindestversicherungsdauer für eine vorgezogene Altersrente von 480 auf 488 Monate. Statt auf 540 Monate, wie im Mai geplant.

LCGB-Präsident Patrick Dury fand „ganz vill Saachen do, déi extreem an eis Richtung ginn“ (*Radio 100,7*, 4.9.25). OGBL-Präsidentin Nora Back meinte: „D’Verhandlungen waren en Échec – dat méi op der Form, wéi um Contenu“ (*RTL*, 3.9.25). Die Gewerkschaften waren bereit, ein Tripartite-Abkommen zu unterschreiben. Wenn die Regierung ihnen eins vorgelegt hätte. ● ROMAIN HILGERT



« Un régime vidé de toute humanité »

IIII Entretien : Frédéric Braun (Bruxelles)

Après deux décennies passées en tant que pédagogue politique en Israël, Eitan Bronstein a choisi l'exil à Bruxelles. Il ne reviendra qu'une fois la Palestine libre. Rencontre

D'Land : En 2001, vous avez fondé l'ONG Zochrot (« se souvenir » en hébreu) dans le but de faire reconnaître la Nakba (« destruction » en arabe) auprès du public israélien juif, promouvoir l'histoire effacée et ouvrir le débat sur le droit de retour des Palestiniens. Comment le mot Nakba était-il perçu à l'époque ?

Eitan Bronstein : Il n'existait pas dans le discours hébreu. Quand j'ai cherché Nakba sur Google, aucun résultat n'apparaissait en hébreu. Aujourd'hui, même des ministres comme Avi Dichter utilisent le mot avec fierté, et même avec cruauté. Ils disent : « Nous déployons actuellement la Nakba de Gaza » Donc le mot est entré dans le discours public, mais de manière terrifiante. Malgré cela nous avons eu un impact. À Zochrot, nous avons créé la première carte de la Nakba. Nous avons organisé la première conférence à Tel Aviv sur le droit au retour. Ce fut un scandale, mais un moment crucial. En 2011, le gouvernement israélien a adop-

té la loi Nakba, pénalisant les institutions publiques qui la commémorent. Nous avons toujours su que c'était une réponse directe à notre travail.

Avec votre épouse Eléonore Merza Bronstein, anthropologue, vous avez ensuite créé De-colonizer, laboratoire de recherche et d'action artistique, dont le but était de déconstruire l'identité coloniale de l'État d'Israël et proposer d'autres imaginaires politiques pour un futur post-colonial en Israël/Palestine. En quoi ce projet diffère-t-il de Zochrot ?

Zochrot se concentrait sur la Nakba de 1948 et les réfugiés palestiniens, tandis que De-colonizer élargit cette perspective, notamment avec des recherches sur le Golan. L'objectif reste de révéler ce qu'Israël cherche à effacer : son histoire, ses cartes, des témoignages. Nos événements publics obligent à affronter cette réalité cachée, ce qui provoque de fortes

« Ce blocage s'explique aussi par une culpabilité historique persistante vis-à-vis des Juifs, par le refus d'assumer leur propre passé colonial, et par une islamophobie profondément ancrée »

réactions gouvernementales. Le maire de Jérusalem et la ministre de la Culture ont tenté de bloquer en justice le lancement de notre livre. Sans succès. Malgré une meilleure connaissance de l'Histoire, la situation politique et la radicalisation en Israël se sont aggravées. Aujourd'hui, j'ai l'impression qu'on documente une catastrophe au ralenti. Il y a plus de savoir, plus de conscience, mais moins d'espoir. Israël est bien plus extrême aujourd'hui qu'à l'époque de Zochrot. Mais l'histoire compte. La mémoire compte. Et peut-être qu'un jour, tout ce travail (les cartes, les livres, les récits) aidera à construire autre chose.

Vous avez grandi en Israël et avez servi dans l'armée. Quels ont été les moments-clés de votre passage du sionisme à l'antisionisme que vous revendiquez aujourd'hui ?

C'était un processus lent qui, curieusement, a commencé pendant mon service militaire. Quand je me suis engagé en 1980, ayant grandi dans un kibboutz, il n'y avait aucun doute. Faire son service militaire, c'était la norme. Je n'avais même jamais entendu parler de quelqu'un refusant la conscription. Mais pendant l'entraînement de base, près de Naplouse, j'ai vécu quelque chose qui m'a profondément troublé. On était en poste à un checkpoint, et j'ai vu les Palestiniens s'arrêter, sortir de leur voiture sans qu'on leur dise, faire la queue pour montrer leurs papiers. On était des adolescents, des gamins fouillant les voitures, donnant des ordres à des adultes. Le déséquilibre de pouvoir était choquant. C'est là que j'ai commencé à comprendre ce que cela signifiait réellement d'être une armée d'occupation. Ce n'était pas une journée particulièrement violente, mais la violence psychologique était évidente. À partir de là, les doutes ont grandi. Après mon service, la guerre du Liban a éclaté. Le massacre de Sabra et Chatila a été un énorme choc. J'ai rejoint le mouvement des objecteurs de conscience durant mon service de réserve. J'ai refusé de servir à nouveau pendant la première Intifada. Ce furent des étapes difficiles, mais la véritable rupture avec le sionisme est venue plus tard.

Quand cette rupture complète s'est-elle produite ?

En octobre 2000. J'ai participé à des manifestations de citoyens palestiniens d'Israël, en solidarité avec Gaza et la Cisjordanie. La police et l'armée israéliennes ont tiré à balles réelles. Douze citoyens palestiniens d'Israël ont été tués et un de Gaza. Dont deux pendant la manifestation à laquelle je participais. C'est là que j'ai compris : même à l'intérieur d'Israël, les Palestiniens sont perçus comme l'ennemi dès qu'ils expriment leur solidarité. Pas à cause du logement ou de l'éducation, mais simplement parce qu'ils agissent en tant que Palestiniens. J'ai compris que ce n'était pas une question de droits individuels ou d'égalité civile. C'était structurel, le sionisme lui-même. C'est à ce moment-là que je suis devenu antisioniste.



Eitan Bronstein,
jeudi 4 septembre
à Bruxelles

Patrick Galbrais



Vous vivez aujourd’hui à Bruxelles. Vous sentez-vous en exil ?

Oui et non. J’ai déménagé ici fin 2019. Je me sens bien mieux ici qu’en Israël. Et la plupart de mes proches me disent aujourd’hui que j’ai fait le bon choix. Mais bien sûr, c’est difficile. Ma langue, mon identité, ma poésie, tout cela s’exprime en hébreu. J’ai appris le français et je me débrouille, mais ce n’est pas pareil. J’ai encore de la famille en Israël. Deux de mes cinq enfants y vivent.

Récemment, au Luxembourg l’autorité de régulation financière a approuvé la vente d’obligations israéliennes destinées au marché européen tandis que l’Orchestre philharmonique d’Israël est l’invité de la Philharmonie en novembre. Que pensez-vous globalement de l’attitude des pays européens ?

Je suis évidemment déçu par l’attitude des pays européens. Certains sont moins mauvais que d’autres, la Belgique par exemple, sans être exemplaire, est loin d’être la pire. Mais ce qui me frappe, c’est le fossé immense entre les mobilisations populaires et la passivité des responsables politiques. Il y a des manifestations massives partout, notamment à Bruxelles, mais les élites restent figées. J’ai lu récemment une interview du président de l’UEFA, confronté aux appels à exclure Israël des compétitions. Il a répondu qu’il était personnellement opposé aux boycotts sportifs, sauf dans le cas de la Russie, où les politiques avaient mis la pression. Dans le cas d’Israël, c’est la population qui le fait, pas les gouvernements. Cette réponse est très révélatrice. Tant que les États européens ne prennent pas position, rien ne bougera vraiment. Ce blocage s’explique aussi par une culpabilité historique persistante vis-à-vis des Juifs, par le refus d’assumer leur propre passé colonial, et par une islamophobie profondément ancrée. Cela crée une solidarité implicite avec Israël, vu comme un bastion occidental dans la région, selon la vision de Herzl qui parlait d’un poste de civilisation contre la barbarie au Moyen-Orient. Aujourd’hui encore, Israël est culturellement et économiquement très intégré à l’Europe, ce qui complique toute remise en question.

« Si le Luxembourg sanctionnait Israël, cela aurait un impact symbolique fort »

Le gouvernement luxembourgeois a déclaré être prêt à reconnaître la Palestine ce mois-ci, tout en estimant que, en tant que petit pays, il n’a pas suffisamment de poids pour engager des actions plus ambitieuses.

Je pense qu’il n’y a pas de petites actions. Vraiment. Parfois, même un petit pays peut devenir un modèle. Par exemple, s’il décidait de sanctionner Israël, cela aurait un impact symbolique fort. À l’inverse, si ce même pays continue à faire comme si de rien n’était, en invitant l’Orchestre philharmonique d’Israël par exemple, cela envoie un tout autre message : celui de la normalisation. Or non, il ne faut pas inviter, il faut rompre les liens autant que possible. Et si c’est possible, les rompre totalement. Oui, vraiment. Si les paroles s’accompagnent d’actes concrets, par exemple, la reconnaissance de l’État palestinien, alors cela devient significatif. D’ailleurs, je dois avouer qu’avant, je n’étais pas vraiment favorable à cette reconnaissance. Je ne soutiens pas la solution à deux États. Mais dans le contexte actuel, si cette reconnaissance s’accompagne de mesures réelles, alors oui, elle peut être utile, ne serait-ce

que pour perturber la politique israélienne. Bien sûr, ils vont réagir comme toujours : accusations d’antisémitisme, etc. Mais toute forme de pression concrète est nécessaire. Et c’est exactement ce genre de modèle que je trouve inspirant : des citoyens qui, par leur action directe, réussissent à stopper cette normalisation. Voilà, c’est ça mon espoir. L’espoir que les gens continuent à se mobiliser, à refuser l’inacceptable, et à transformer leur indignation en actes concrets.

Avant les attentats du 7 octobre, le journaliste Gideon Levy disait : « il faut qu’Israël empire avant d’aller mieux ». Y croyez-vous encore ?

On pensait que les contradictions internes finiraient par provoquer l’effondrement. Mais après le 7 octobre et le génocide actuel, je ne suis plus aussi sûr. Mon espoir réside désormais dans un réveil global, des actions concrètes, pas seulement des déclarations. Politiques, sanctions, pression internationale, c’est le seul espoir. Il faut mettre fin au régime actuel d’Israël et, à terme, démanteler Israël en tant que système colonial et exclusif.

Pensez-vous qu’Israël pourrait s’effondrer de lui-même, comme certains le prédisent ?

Je pense que c’est possible. Pas seulement à cause de pressions extérieures, mais aussi à cause de ses propres contradictions internes et de sa radicalisation. Un régime vidé de toute humanité, soutenu par une société qui célèbre la violence de masse, n’est pas viable. C’est celui que veulent les colons messianiques : un territoire sans Palestiniens. C’est une vision inacceptable, mais elle est là. La seule voie raisonnable, c’est de démanteler ce régime pacifiquement, par des sanctions, de la pression diplomatique, un isolement politique et économique. Un fait frappant : dans la Knesset actuelle, les partis arabes détiennent une dizaine de sièges. Parmi eux, Ofer Cassif (Hadaash-Ta’al), est le seul à avoir publiquement appuyé une procédure devant la CIJ. Celle-ci accusait Israël de génocide. C’est pourquoi je pense qu’aucune réforme interne n’est possible. Un effondrement façon Afrique du Sud est peut-être la seule voie. ●



Le rendu 3D
montre bien
l'implantation
du site dans
un paysage
préservé

Artificialisations et crime

IIII Philippe Nathan

Un nouveau complexe de « retailtainment » va ouvrir ses portes à Winckrange. Sa raison d'être et son implantation doivent être discutés. Une tentative de contextualisation

Panorama narratif et mirage Entre Luxembourg-ville et Esch, la crête sablo-argileuse se soulève paresseusement à 340 mètres d'altitude au sud de Leudelange, puis s'affaisse vers 280 mètres d'Esch. Vestige probable d'une ancienne mer fossile, cette onde géologique offre un balcon discret vers le sud, cadré depuis toujours par le Gehaansbiert à gauche, le Zolwerknapp et le Lötschet à droite. Sur scène, une compression d'objets : le château d'eau de Foetz aligné avec les silos de cimenterie devant les clochers Saint-Joseph, les hauts-fourneaux se dissimulant entre tours de verre, savoir et finance. Rien ici de pittoresque. Plutôt un paysage-script, condensant en un seul panorama le récit du pays : de l'agriculture au capital, du fer à la finance, du clocher à la tour universitaire.

L'A4 surgit du Leidelenger Besch, déroule ses courbes entre collines, haies et pavillons, longe les fermes de Mondercange avant de disparaître derrière Foetz, mère des zones commerciales. Puis, rupture : à Pontpierre-Wickrange, face à des petites maisons pavillonnaires, surgit un socle de quatre niveaux, une tour de quatorze, une barre de dix. Par canicule, l'ensemble vibre comme un mirage. Apparaît un remix des boîtes commerciales et industrielles de Foetz, mais agrandi, densifié, comme si l'échelle avait soudain changé de régime.

À première vue, le choc d'échelle agit comme une provocation. Le projet se dresse en rupture totale avec le dogme du médiocre, du formaté,

du status-quo, du juste assez. Rien que le fait de supprimer le parking en surface, ce tapis asphalté rituel de toute périphérie, et de condenser les programmes dans une enveloppe continue relève d'un geste rare. L'initiative entrepreneuriale qui a rendu cette masse possible mérite, sur ce point, d'être saluée.

Mais l'admiration intuitive cède vite à une lecture plus froide. Vue à travers le prisme de la théorie critique, l'architecture ici ne fait que dérouler le scénario déjà transcrit du *Bigness*¹ : la grande boîte standardisée, archétype des périphéries globalisées. Un contenant avant tout, dicté par la fonction : stocker, distribuer, vendre, et par l'obsession logistique de l'efficacité et de la standardisation. Pour Koolhaas, le *Bigness* ou *Big Boxness* est le symptôme avancé de la *Generic City* : une ville sans mémoire ni attache, dont les espaces sont définis par leur utilité temporaire.

L'esthétique est celle de la neutralité calibrée : bardage métallique, béton préfabriqué, façades interchangeables. Un langage conçu pour voyager : la même boîte pourrait se poser à Dubaï, Shenzhen ou Wickrange sans perdre une miette de son sens... ni en gagner. La logique de son implantation est identique, à portée d'échangeur, présent ou à produire, arrimée au flux automobile, coupée des centralités, contribuant à leur lente érosion.

Ces volumes possèdent la plasticité du provisoire : aujourd'hui magasin, demain entrepôt, salle de

sport ou data center. Une flexibilité structurelle vendue comme une vertu, mais intimement liée à une obsolescence programmée. Leur durée de vie ne se compte pas en décennies, mais en cycles commerciaux ; la prochaine campagne marketing, la prochaine enseigne, le prochain bail.

Hans Kollhoff, dans un essai quasi apocalyptique sur la condition de l'architecte, donne la formule : Dans le capitalisme de consommation, le bâtiment durable est une anomalie irritante. Mieux il est construit, beau, utile, résistant, plus il compromet le profit. Sa valeur – esthétique, fonctionnelle, structurelle – n'entre pas dans le calcul de la prospérité, le PIB. Ce n'est que lorsqu'on le détruit et qu'on le reconstruit, aussi médiocre soit la qualité, que les indicateurs s'affolent, que notre « richesse » semble croître.

L'enfer du décor Ceci est une critique à l'aveugle : sans visite, sans immersion, sans expérience physique de l'espace. Une hypothèse donc, possiblement fausse. Mais face aux documents disponibles – rendus 3D léchés, slogans et publicités calibrés – peut-être est-ce la seule méthode d'analyse appropriée. Anticiper, appréhender l'objet tel qu'il se donne à voir, comme un produit avant d'être un lieu.

Car ici, il ne s'agit pas d'architecture au sens d'un espace façonnant la vie. C'est une superposition de surfaces marchandes, injectées de programmes ex nihilo, vendue sous l'étiquette *mul-*

ti-experience destination. Une architecture bi-dimensionnelle, comptable, spéculative, dont une spatialité ne se déclenche qu'au moment où le consommateur emprunte l'escalateur et entre une troisième dimension.

Sans affect, sans charge émotionnelle, la structure empile et extrude des plateaux commerciaux, habillés des finitions les plus génériques possibles, démontables, recyclables, reconfigurables pour des fonctions toujours plus interchangeables et consommables. « Single-serving architecture », dirait Tyler Durden³. Nous ne construisons plus de pyramides, mais des machines à... prônerait Le Corbusier⁴. La « circularité let's make it happen » devient alibi pour justifier le mal pensé, le mal situé, l'inutile, le mal branlé (pardon my French).

Tout annonce la matérialisation d'un décor intégralement synthétique : plastique moulé imitant le bois, céramique avec nervures imprimées, plantes figées en polymère. Une iconographie calibrée pour Instagram : Une dose de hippie chic avec courbes et teintes terreuses, une autre de *Japandi*, ce minimalisme japonais fantasmé et fusionné au confort scandinave de catalogue, un paquet d'industrial grunge avec briques factices, métal peint, béton imité, et un soupçon de Disney fun, pour jeunes parents et éternels Peter Pan. Nous glissons de l'architecture comme infrastructure de vie vers l'architecture comme fabrication de décor. Rue, place, façade, espace, tout devient arrière-plan, interchangeable, prêt à se dissoudre

Ce projet prolonge un héritage dystopique de l'aménagement d'un milieu hostile, navigable uniquement en SUV climatisé

dans le flux d'images frontales. L'architecture n'accueille plus, elle expose. Elle n'organise plus la vie, elle la scénarise en instantané.

Nouveau vernaculaire ? L'hyperdensité compactée en boîtes, coiffée de toitures plates hérissées de protubérances techniques, enveloppée d'un panneau LED soigneusement plié autour des arêtes... Serait-ce là le nouveau vernaculaire luxembourgeois ? Traditionnellement, le vernaculaire naît des ressources locales : matériaux extraits du sol environnant, savoir-faire transmis, formes affinées par le climat, souvent sans architecte. Ici, sauf absence d'architecte, c'est l'inverse : des complexes initiés, financés, parfois esquissés par leurs promoteurs, imposant des logiques de production, d'assemblage et de rendement issues d'une économie globalisée. Un vernaculaire du flux et de la finance, qui exige tout de même une maîtrise technique réelle, une obstination méthodique, et un capital politique certain, enviable.

Ce nouveau vernaculaire est le symptôme d'une société où le débat sur l'urbain fait défaut, remplacé par un mépris latent de l'architecture. Il manque une conversation publique éclairée sur le pourquoi, le comment et le où du développement, de la construction. Des projets qui soient plus que l'illustration de la solvabilité d'un terrain ; des constructions qui matérialisent nos anticipations et ambitions collectives. Non pas des conteneurs abrupts, mais des lieux capables d'équiper notre demain.

Next Non-lieu Au Luxembourg, le mot « non-lieu » circule surtout dans le vocabulaire juridique. Le sociologue Marc Augé lui donne un tout autre sens : désigner ces espaces de circulation, de consommation ou de communication qui ne portent ni mémoire, ni relations, ni identité. Des lieux sans lieu. À l'inverse du village ou de la place, qui tissent une continuité et cohésion sociale, culturelle et historique, le non-lieu est fonctionnel, transitoire, standardisé, interchangeable, anonyme.

Ironiquement, la typologie du *mall* fut initialement conçue par l'austro-américain Victor Gruen portant des idéaux socialistes. Son ambition était de recréer un espace public manquant dans les banlieues américaines, en offrant un lieu de rencontre et de culture pour des communautés dispersées par le suburbia. Le *mall* devait compenser la rue absente, fournir l'agora que la croissance automobile avait effacée. Aujourd'hui symbole d'hyperconsommation et de privatisation de l'espace, il produit l'enclave climatisée, l'utérus de la consommation.

À Pontpierre-Wickrange, la vocation semble claire : produire méthodiquement du Fomo⁵, nourri par un flux continu de selfies et de reels, cadrés dans des décors standardisés, décontextualisés, réduits à la pure surface décorative. Ici, l'espace n'est pas destiné à être habité, mais capté, consommé, communiqué, puis effacé.

Derrière la surface architecturale, cette peau photogénique calibrée pour la communication, l'implantation du projet agit comme un geste stratégique sur le territoire. Ce geste n'est ni neutre, ni innocent et devrait constituer le véri-

table centre du débat. Là où l'analyse cesse de porter sur l'objet et commence à interroger la manière dont il reconfigure le paysage, les flux et les récits qui l'entourent.

Zone interurbaine : verte, vertueuse, vitale Nous appelons Zone verte interurbaine (ZVI) ce paysage entre la conurbation-centre, qui devrait, tôt ou tard, s'agglomérer en métropole du Grand Luxembourg, et l'agglomération-sud, ce territoire transfrontalier productif. C'est dans cet apparent no man's land que le complexe se parachute, qu'il pénètre, indifférent et inévitable.

La notion de ZVI surgit en 2002, lors de la première tentative de planification nationale (Integrated Transport and Spatial Development Concept) conduite par Albert Speer Jr qui devait dompter l'équation impossible : croissance infinie contre collapse des infrastructures. Sa réponse va vers un schéma polycentrique, de pôles urbains reliés par le transport collectif, hiérarchisés par des zones vertes, dont l'interurbaine, la ZVI.

Vingt ans plus tard, les flèches vertes du schéma, simples abstractions graphiques, se matérialisent, désormais classées en « espaces paysagers non fragmentés, coincés entre deux zones urbaines et menacés par l'étalement ». À protéger, dit-on, pour la qualité de vie, l'agriculture, la forêt, la détente, la continuité écologique et paysagère. Traduction bureaucratique et compromis politique d'une utopie graphique, elle entre en vigueur dans le Plan sectoriel Paysage⁶.

L'urgence climatique, désormais tangible au Luxembourg, impose une relecture du territoire à la fois sensible et scientifique. Le sud accumule la chaleur et est incapable de la relâcher la nuit. Jusqu'à 46 degrés en PET (Physiologically Equivalent Temperature). L'urgence n'est plus une hypothèse, mais une réalité. Si l'étude vise les communes denses, ses cartes dévoilent qu'au-delà des communes syndicalisées, dans la ZVI, des poches de fraîcheur sont rognées par un archipel d'îlots de chaleur.

Cette zone paysagère, qui reste une réserve foncière pour les uns, devient poumon vital du territoire pour les autres. Au-delà de ces attributs climatiques invisibles, ce paysage intègre une capacité d'approvisionnement en ressources vitales – nourriture, eau, matières premières, biomasse – en faisant une assurance silencieuse, un stock stratégique prêt à soutenir les villes quand ses flux externes se rompent.

Le paysage livre une capacité de transformation qui en fait l'estomac des villes, digérant déchets, eaux usées et rebuts, opérant dans l'ombre les fonctions que les agglomérations ne veulent pas voir. La ZVI n'est donc pas un vert décoratif, mais une infrastructure vivante, un assemblage de vertus opérationnelles, indispensables à la survie et à la résilience des agglomérations qu'elle sépare et relie tout à la fois. Un paysage d'intérêt national.

Croissance, aménagement et sol Le climat n'est plus une abstraction, c'est un paramètre de conception de l'aménagement du territoire. L'usage du sol devient un acte irréversible. Artificialiser, c'est détruire un corridor d'air frais, neutraliser une zone d'infiltration de l'eau, effacer une capacité d'absorption du CO₂. Quand cette artificialisation ne sert pas à une « agriculture en environnement contrôlé », elle retire au sol sa fonction alimentaire, renforçant notre dépendance à des terres extérieures et, par extension, à d'autres régimes politiques.

La Zan – Zéro artificialisation nette – qui semble affoler élus et électeurs, comme si elle annonçait la fin du développement, vise un changement de paradigme et pour questionner la pénurie d'une ressource non renouvelable : le sol. Cela demande de réorienter nos priorités pour mieux loger, préserver et activer nos paysages, plutôt que de continuer à grignoter le territoire au profit d'un PIB dopé par la consommation.

Si l'on veut maintenir les services écosystémiques vitaux à notre petite société, la croissance ne pourra plus rimer avec étalement. Elle devra signifier intensification. Mais dans le cas qui nous occupe, l'intensification est absente. Le complexe commercial est parachuté dans un contexte rurban, un hinterland jusque-là épargné par l'industrialisation secondaire et tertiaire. Son accès exige la création d'une nouvelle sortie d'autoroute et table sur un futur arrêt de tram. La sortie seule double l'emprise routière et le tram, censé relier Esch et Luxembourg en express, risque de se transformer en desserte commerciale, ralentissant des vies au bénéfice de la consommation.

Jurassic Park urbanistique Avec son implantation, ce complexe pourrait-il se réinventer en porte d'entrée vers la ZVI, en interface active avec le paysage ? Peu probable. On n'imagine pas un marché de produits locaux surgir dans ce décor bobochic globalisé. Au mieux, il pourrait canaliser les flux des joggeurs et cyclistes

attirés par ce décor pastoral, aménager des trajets qui orchestrent la cohabitation entre humains et non-humains, et contribuer, presque par accident, à la préservation d'une biodiversité et d'un paysage critique.

Mais le problème est plus profond. Le projet a trente ans de retard. Il prolonge un héritage dystopique de l'aménagement d'un milieu hostile, navigable uniquement en SUV climatisé. Partout ailleurs en Europe, on lance des concours pour réinventer ce type de zone. En France, un Plan national de transformation des zones commerciales⁷, 27 millions d'euros à la clé, finance la reconversion de ces périphéries en quartiers mixtes et vivants. Ici, on investit dans leur extension. Le Luxembourg devient un Jurassic Park urbanistique (ceci n'est pas un parc merveilleux).

L'intensification urbaine ne peut exister que dans des nœuds stratégiques desservis par des infrastructures existantes, connectés à des proximités réelles, implantés sur des sols déjà artificialisés. Il nous faut de nouvelles échelles, de nouvelles typologies, de nouveaux programmes, et de l'architecture, svp.

Ce sont ces aspects qui offrent une chance de corriger les erreurs du passé, de réinventer nos héritages difficiles en phase avec les défis de notre époque. Tout le reste, toute autre entreprise, relève du crime. ●

Le titre de l'article fait référence à *Ornement et crime*, conférence puis essai de Adolf Loos (1910, publié en 1913), un texte fondateur du modernisme architectural

¹ Koolhaas, Rem, and Bruce Mau. "Bigness or the Problem of Large" In *S,M,L,XL*, 492-515. New York: Monacelli Press, 1995

² Kollhoff, Hans. *Architekten: Ein Metier baut ab*. zu Klampen Verlag, 2022

³ Fincher, David. *Fight Club*. Twentieth Century Fox, 1999

⁴ Le Corbusier. *Vers une architecture*. Paris: G. Crès et Cie. 1923

⁵ Le Fomo (Fear Of Missing Out, littéralement « peur de rater quelque chose ») désigne un sentiment d'anxiété sociale né de la crainte de passer à côté d'expériences, d'événements ou d'opportunités auxquels d'autres participent

⁶ amenagement-territoire.public.lu/content/dam/amenagement_territoire/fr/plans_caractere_reglementaire/plans_sectoriels/paysage/PSP_DocumentTechnique1.pdf

⁷ presse.economie.gouv.fr/plan-de-transformation-des-zones-commerciales

Le centre commercial sera inauguré le 18 septembre



Sven Becker

Trounwiessel

III Pierre Sorlut

Changement de gouvernance en cours à la Brasserie nationale et jubilé de George Lentz Jr

La semaine passée, la Brasserie nationale a communiqué sur la distribution, avec l'achat de casiers, de deux verres collector : L'un pour le jubilé des 25 ans de règne du Grand-Duc Henri, l'autre pour le prochain changement au trône avec le monogramme du futur Grand-Duc Guillaume. Le communiqué est signé de la « CEO » Isabelle Lentz. « Après quarante ans au service de la bière, le temps est venu pour Georges Lentz Jr de céder sa place aux jeunes. » La phrase est glissée à la 258^e page de l'ouvrage *La Brasserie nationale* écrit par Yves Claude. Y est là aussi célébré le jubilé de l'entreprise née de la fusion en 1975 de Funck-Bricher et Bofferdin, mais aussi (en quelque sorte) celui du truculent baron de la bière luxembourgeoise. Georges Lentz a rejoint la brasserie familiale en 1974. Il en a pris la direction en 1986. Et la dixième génération se présente selon le narratif *corporate*. Georges Lentz Jr en a confié les rênes à sa fille, « Isabelle saura y faire », avance Jean-Louis Schiltz, qui a lui-même pris la suite de son père comme avocat de la brasserie dans les années 1980. Jusqu'à en devenir le président en juin 2021 (voir encadré).

La Brasserie nationale est un musée fait livre. En quatrième de couverture, l'historien Charles Barthel offre une caution scientifique : « Quand la passion du collectionneur d'objets se marie avec l'érudition de l'historiographe désireux (...) de resituer les choses dans leur contexte, naît un ouvrage comme celui-ci ». Si l'ensemble manque de rigueur éditoriale (le sous-titre « D'artisans locaux à l'acteur mondial » porte une faute syntaxique ou le nom d'un protagoniste, Frédéric de Radiguès, est continuellement mal orthographié), les très nombreuses informations sont documentées et sourcées. L'ouvrage est en fait un remboursement de dette en nature de la part de son auteur. Yves Claude, président de l'association Musée brassicole des deux Luxembourg, raconte en préface que dans son entreprise de rénovation d'un camion-débit Diekirch datant de 1974 (une fourgonnette-comptoir), il n'avait trouvé pour seul bailleur de fonds que le concurrent historique, Georges Lentz Jr. En 2009, ce dernier avait donné 24 000 euros en guise de « soutien au sauvetage du patrimoine brassicole ». Pour remercier le « bienfaiteur », Yves Claude a débuté (en 2018) un long travail de

recherche pour restituer l'histoire de son entreprise. Des « brasseurs de bières et brasseurs d'affaires dont (...) la saga restait à raconter » avec « une documentation riche (...) plutôt rare pour des PME », écrit Charles Barthel. »

Yves Claude remonte à 1764, année de l'entrée dans la famille de la brasserie du Grund, quand Johann Linden a repris les locaux sur l'Alzette. Sa fille Anne-Catherine se mariera plus tard avec Henri Funck (du Grund). Son fils Mathias ajoutera au nom de la bière le patronyme de son épouse, Catherine Bricher. D'artisans les Funck deviennent au fil des ans des notables. L'auteur Yves Claude déterre un article du journal satirique *De Mitock* qui moque, en 1939, le « règne féodal » des Funck au Grund, une famille propriétaire du foncier dans la ville basse qui méprise les ouvriers footballeurs, en leur imposant une location du terrain trop onéreuse. Georges Lentz Senior qui, en 1949, a hérité de Marie Funck du patrimoine industriel et immobilier leur offrira l'utilisation du terrain.

L'auteur Yves Claude dessine les arbres généalogiques. Les Funck d'abord. Les Lentz ensuite. Georges Lentz a eu deux enfants : Marie Françoise et Georges Mathias (ou Georges Junior). La première s'est mariée avec Thierry Glaesener. Ils ont donné naissance à Robert Glaesener (qui a dirigé l'une des rares start-up luxembourgeoises à avoir connu du succès à l'international, Trendiction) et Philippe Glaesener (qui vend des capacités satellites aux États et qui est en couple avec l'échevine libérale Corinne Cahen). Dans cette branche, seul « le beauf », Thierry Glaesener, a travaillé pour la brasserie (les Glaesener bénéficient toutefois d'une rente immobilière). Georges Mathias Lentz est celui qui s'est le plus impliqué. Des deux enfants qu'il a eus avec Adrienne Meyers, c'est Isabelle Lentz (née 1979) qui tient la corde pour reprendre la direction de l'entreprise. Mathias Lentz (né en 1981) avait commencé à le faire en 2023, côté brasserie (quand sa sœur œuvrait à la distribution chez Munhowen). Mais il a finalement remplacé son beau-père, défunt, à la tête de son groupe immobilier basé à Londres, Lai Sun development. À la demande de sa belle-mère endeuillée, apprend-on dans *La Brasserie nationale*.

Selon Yves Claude, *Le défi américain* de Jean-Jacques Servan-Schreiber influence la pratique managériale de Georges Lentz Junior. Celui qui a fini ses études (commencées à Nancy) à la Miami University à Oxford (Ohio) voit en les conglomérats américains une menace pour les entreprises européennes. Un principe le guidera toute sa carrière : « Il vaut mieux manger qu'être mangé. » Le paternel a suivi la même logique dans un contexte de consolidation des brasseries pour gagner en rentabilité. En 1970, la première tentative de Brasserie réunies (Diekirch, Clausen et Bofferdin) a échoué. L'année suivante, Clausen a fusionné avec Mousel qui venait elle-même d'acquérir Gruber et Buchholtz. Diekirch (la brasserie la plus moderne) a elle tenté de racheter Henri Funck à Neudorf. En vain. Trois notables de l'Arbed (Guillaume Konsbruck, Georges Faber et Norbert von Kutnitski) et l'avocat Louis Schiltz ont alors conseillé à Georges Lentz Senior de s'allier à Bofferdin. L'ouvrage sur la Brasserie nationale renseigne sur les réseaux d'affaires de l'époque : À la demande de la famille Bofferdin, « la Banque générale de Luxembourg, avec l'aide de son manager Toto Schleimer et assistée d'André Elvinger et Paul Wolter (avocats) », était entrée en contact avec le trio de l'Arbed consultant les Lentz. La Fiduciaire générale (future Deloitte) gérée par Georges Kioes assistait le groupe Bofferdin. La fusion a été validée. La production s'est établie à Bascharage, le siège au Grund (rue Plaetis dans le fief Lentz) et l'administratif au Limpertsberg. Plus tard, les locaux de l'ancienne brasserie du Grund accueilleront la Chase Manhattan Bank puis Amazon. L'administration publique luxembourgeoise (services du ministère d'État et Naturmusée) a, depuis, remplacé les multinationales américaines.

En 1975, la Bofferdin était perçue dans la capitale comme de la « Aarbechter-Schwees, en allusions aux clients principaux, les travailleurs du bassin minier », écrit Yves Claude. L'entreprise s'est modernisée. Elle a investi dans le marketing. Bofferdin a par exemple vendu des cannettes personnalisées à Islandair et Bahamasair pour leurs vols en direction de l'Amérique. Bofferdin a ensuite entrepris une reconnaissance aérienne des campings pour démarcher leurs gérants et

Adrienne Meyers (« Madame Lentz »), Georges Mathias Lentz et Isabelle Lentz le 6 mars au tribunal de l'UE

installer des buvettes au sigle BBBB (pour Bière Brasserie Bofferding à Bascharage). Yves Claude resitue la consommation de bière dans un contexte économique plus large. Le prix de vente est devenu une préoccupation majeure après le premier choc pétrolier. « Le pouvoir d'achat a baissé dans une partie de la population », note Claude. Dierkirch et Mousel pouvaient produire à moindres coûts. Les dirigeants de la Brasserie nationale auraient eu « plus d'un tour dans leur sac », notamment la *shrinkflation* : « Ils décident de diminuer la contenance de leurs bouteilles de type verre perdu en la réduisant de 0,33 à 0,25 litre. Avec cette astuce, ils arrivent à afficher le même prix de vente que leurs concurrents », raconte Yves Claude. Les appellations « bière de luxe » ou « de prestige » disparaissaient alors des étiquettes (documentées dans l'ouvrage) qui les avaient arborées des décennies durant.

Les patrons aiment répéter que les défis deviennent des opportunités. Au second choc pétrolier, la Brasserie nationale a proposé aux anciens sidérurgistes et mineurs un plan de reconversion dans le débit de boissons. « La brasserie garantit un salaire mensuel de 60 000 francs et offre un crédit intéressant pour financer l'achat de matériel », lisait-on sur les prospectus collés aux murs. L'initiative a permis à la brasserie de renforcer son réseau de distribution. Elle couvrait au début des années 1980 « pratiquement chaque localité dans le Sud du pays ». S'ajoutent des anecdotes savoureuses d'ordre géopolitique. L'ambassadeur de l'URSS demande à visiter la brasserie. À l'issue du tour dans les installations, les diplomates refusent le déjeuner offert par Bofferding et consomment leur « pique-nique » : caviar, pain et vodka. L'ambiance se détend. La direction apprendra plus tard que les Russes avaient voulu vérifier que les « Raketenartige Gebilde » qui ont fait l'objet d'un publiereportage quelques jours plus tôt dans le *Wort* (en réalité six fûts géants en aluminium) ne sont pas des lance-missiles orientés vers l'empire soviétique. « Les Soviétiques sont rassurés. Bascharage ne va pas devenir un sujet de discorde entre les deux plus grandes puissances mondiales », écrit Yves Claude.

Georges Lentz Junior étend son propre empire. Non sans écueil. Quelques mois après son arrivée, il s'est rendu chez les héritiers de feu Henri Funck avec une offre sonnante et trébuchante de 248 millions de francs pour leur brasserie. Certains n'auraient pas apprécié qu'un « jeune manager tout juste sorti des bancs de l'école », cherche à leur expliquer comment faire de l'argent avec de la bière. Face à Yves Claude, Georges Lentz Junior regrette aujourd'hui la méthode : « Nous aurions dû envoyer un négociateur issu de la même génération que nos interlocuteurs ». En 1975, la Brasserie nationale pesait 23 pour cent de la production nationale. « Nous n'avions pas encore les trente pour cent que nous souhaitions. Idéalement, une fusion des trois ou quatre grandes brasseries locales aurait pu créer une entité qui aurait joué un rôle certain sur le marché européen », dira Georges Lentz Junior dans *Histoires de familles*, le recueil de Maison moderne (éditeur de *Paperjam*) sur les dynasties entrepreneuriales locales.

La Brasserie nationale s'étend assez peu sur les dissensions entre les familles Bofferding et Lentz après la fusion : « L'entreprise est de moins en moins gérable au niveau stratégique et décisionnel. » Elles ont été longuement détaillées par Paul Bofferding dans *Les Bofferding, Brasseurs à Bascharage (d'Land, 24.11.2023)*, un ouvrage fustigé par Georges Lentz. Yves Claude narre la séquence de l'achat des parts des Bofferding par les Lentz. En 1986, Marie-Paule Pfeffer (qui concentrait l'essentiel du capital côté Bofferding), assistée d'André Elvinger et Paul Wolter, a proposé le rachat des parts Lentz pour 700 millions de francs. Les Lentz ont refusé et retourné l'offre au même prix. Elle a été entérinée l'année suivante. En 1990, Bofferding atteignait 45 pour cent de parts du marché des bières produites au Luxembourg. Georges Lentz a néanmoins tenté de grossir davantage. En 1993, il a contacté Interbrew pour reprendre leurs parts dans Mousel. L'approche amicale a échoué. Brasserie nationale a tenté une OPA hostile : l'opération AAA. Celle-ci a aussi échoué. Les Brasseries réunies et Diekirch s'étaient déjà rapprochés d'Interbrew, qui avait des représentants aux conseils d'administration des deux entités. Georges Lentz a donc travaillé sur l'intégration verticale. En 1993, Brasserie nationale a progressivement acquis Francyp Hippert Distributions (Bettembourg) pour desservir les clients Horeca et un portefeuille de produits pour lesquels elle était en partie distributeur exclusif. En 1995, la brasserie de Bascharage a aussi acheté l'entreprise Eschbour & Cie pour développer son portefeuille clients. Puis Munhowen est tombée dans l'escarcelle. Son nouveau dépôt à Ehlerange a été inauguré en 2003 par le ministre de l'Économie, Henri Grethen (DP). La même année, Brasserie nationale a racheté Battin pour un million d'euros. Le périmètre comptait des immeubles de la brasserie, de la maison familiale, du fonds de commerce de vingt bistrotts sous contrat, des machines, des véhicules. « Vu sa situation dominante » sur le marché domestique et l'impossibilité de croître de manière externe, la Brasserie nationale s'est tournée vers l'export, notamment en France.

Le chapitre « Justicia s'en mêle » revêt une teinte populiste. Il vise l'intervention de la Commission européenne en 2000. L'autorité européenne en charge de la concurrence s'est inquiétée d'une « convention entre les brasseurs » datant de 1985, un cartel. Interbrew avait dénoncé cette entente quand elle avait pris le contrôle de Diekirch et de Mousel. Yves Claude explique qu'Interbrew avait balancé les brasseurs luxembourgeois pour prendre moins cher dans deux autres affaires où la multinationale était mouillée, aux Pays-Bas et en Belgique. L'affaire luxembourgeoise visait la « clause de bière » qui protège l'exclusivité de l'approvisionnement des débits de boissons par un brasseur local. Yves Claude livre un narratif en faveur de ladite convention : « Faute de législation précise (sur les clauses d'exclusivité de distribution, ndlr), plusieurs affaires de ce genre sont jugées en défaveur de la brasserie. N'oublions pas que les brasseries ont toujours été les principaux bailleurs de fonds des établissements (comptoir, mobilier, aménagement, toiture, installations sanitaires, etc) tandis que les autres fournisseurs ne font que très peu d'efforts en faveur de la bonne marche de l'établissement. »

La position de la Commission est présentée avec beaucoup de recul. Sont détaillées les peines. Brasserie de Luxembourg Mousel-Diekirch, 2,4 millions d'euros, Bofferding 400 000, Simon et Battin 24 000. L'auteur calimérise pour Georges Lentz Jr : il est « étonnant » que Brasserie nationale soit condamnée à une amende « aussi élevée » alors que son chiffre d'affaires ne représente que 0,5 pour cent de celui d'Interbrew. Est cité Georges Lentz : « Nous sommes révoltés par cette décision qui montre que les PME n'ont rien à faire dans le marché unique européen ». Il dénonce encore « l'hypocrisie » d'Interbrew qui siège depuis trente ans au CA de Mousel et 18 chez Diekirch. L'appel interjeté par la Brasserie nationale ne donnera rien.

Et le différend entre Interbrew-AB Inbev et Brasserie nationale se déplacera en 2024 vers ce qu'Yves Claude présente comme « le dernier coup de poker » de Georges Lentz Junior. Munhowen, numéro un de la distribution, a mis la main sur le numéro deux, Heintz. Après le départ en retraite du patron, « les solutions qui sautaient aux yeux étaient soit de vendre à un grand acteur luxembourgeois, soit à un groupe étranger ». Munhowen s'est imposé. « Mais cette transaction n'est pas au goût de tout le monde », écrit Yves Claude. Le 7 février 2024, l'Autorité de la concurrence a demandé à la Commission européenne d'examiner l'acquisition. Un tiers a dénoncé la transaction, car le chiffres d'affaires de la nouvelle entité passait sous le radar du régime européen des concentrations. « Les regards de la presse se sont tournés vers AB-Inbev, » suggère innocemment Yves Claude. Mousel-Diekirch était entré au capital de Boissons Heintz en 2000 quand elle leur avait cédé sa filiale Euroboissons. Mais AB Inbev a préféré vendre sa participation de dix pour cent dans Boissons Heintz à Brasserie nationale. Cette dernière a contesté la demande de renvoi devant la justice européenne. La famille Lentz a été déboutée.

« Le pouvoir de marché » résultant de la fusion (84 pour cent de la distribution à l'Horeca) « pourrait susciter des problèmes de verrouillage, notamment en ce qui concerne l'accès des producteurs de boissons établis en dehors du Luxembourg et sans capacité de distribution dans cet État membre », ont relevé les juges. Leur jugement reprend en outre l'argument de la Commission de sa légitimité à vérifier d'éventuelles atteintes au marché unique car le Luxembourg ne dispose pas de régime de contrôle des concentrations. C'est le seul pays de l'UE qui s'en passe. Cette absence longtemps souhaitée par les gouvernements a permis aux champions nationaux comme Brasserie nationale de prospérer (un projet de loi introduisant un tel régime, sur mesure, a néanmoins été déposé en août 2023 par Franz Fayot, LSAP). L'enquête de la Commission se poursuit. Isabelle Lentz hérite-t-elle aussi de cette procédure ou un accord à l'amiable sera-t-il trouvé (avec une cession des activités distribution de gros par exemple) ? « La direction générale du groupe Brasserie nationale-Munhowen est assurée par Isabelle Lentz, » conclut Yves Claude à la dernière phrase de son ouvrage. Les publications au registre de commerce renseignent pourtant toujours Georges Lentz Junior comme administrateur délégué. Face au *Land*, l'intéressé joue la montre, comme s'il rechignait à lâcher le manche. ●

Schiltz no more

Jean-Lou Schiltz a abandonné le poste de président du conseil d'administration de Brasserie nationale le 10 mars dernier. L'ancien ministre CSV a démissionné de ses fonctions auprès de la Brasserie nationale quatre après avoir subi un camouflet devant les juges du Tribunal de l'Union européenne. Il ne pouvait à la fois présider la brasserie et la représenter devant la justice européenne, une « question d'indépendance », avait fait valoir la juge Maria-José Costeira lors de l'audience du 6 mars, avant de lui demander d'enlever sa robe. Il pourra néanmoins la renfiler. Brasserie nationale a été déboutée le 2 juillet. L'incident est documenté dans le jugement mais est considéré comme marginal puisque Brasserie nationale avait un autre avocat, indépendant lui, en la personne Gilbert Parleani, ancien prof de Schiltz à la Sorbonne. Brasserie nationale a fait appel et Georges Lentz Jr peut à nouveau s'attacher les services de son fidèle avocat. PSO



Georges Lentz Junior en 2020 à la Brasserie à Bascharage. Il vient de réaliser un coup de maître : commercialiser l'eau de source qui lui sert pour sa bière

Sven Becker



Trump et les patrons de la tech le 4 septembre dans la State Dining Room de la Maison Blanche

Sauver le soldat DSA

|||| Georges Canto

Trump menace la réglementation numérique européenne

Après avoir entretenu des relations plutôt tendues avec Donald Trump lors de son premier mandat, les milliardaires américains de la tech se sont spectaculairement ralliés à lui en 2024, et copieusement contribué à sa campagne, séduits par sa promesse de déréguler entièrement leurs activités. Près de huit mois après sa prise de fonction, on peut dire qu'ils en ont eu pour leur argent. Car l'engagement du président de défendre leurs intérêts ne se limite pas au territoire des États-Unis. Il s'étend au niveau mondial. Ainsi le 25 août, à peine quatre jours après la publication officielle de la « déclaration conjointe » sur les droits de douane avec l'UE, qui portait sur les échanges de biens, Trump s'en est violemment pris à la réglementation européenne sur les services numériques, avec une fixation particulière sur le règlement DSA (pour Digital Services Act) dont le maintien pourrait remettre en cause l'accord sur les « tarifs ».

Adopté en 2022, le DSA est entré en vigueur en deux étapes (août 2023 et février 2024), avec comme objectif la protection des citoyens sur Internet. Afin que les plateformes soient davantage responsables de ce qu'elles hébergent, le DSA les contraint à être plus transparentes et à modérer les contenus problématiques et illégaux, tels que les propos haineux et les offres de produits dangereux. Il s'applique à toutes les plateformes actives dans l'UE. En cas de non-conformité les amendes peuvent s'élever jusqu'à six pour cent du bénéfice mondial de l'entreprise visée. Pour Trump, « cette législation c'est le diable », a déclaré Andrea Renda, directeur de recherche du *think tank* bruxellois Centre for European Policy Studies, car il la voit comme un instrument de censure et une forme d'ingérence étrangère. Et la date choisie pour la dénoncer n'a rien d'anodin. Connu pour son impatience, le président américain aura pourtant attendu sept mois après son entrée en fonction pour s'en prendre à un règlement appliqué en Europe depuis déjà deux ans. Le temps pour Ursula von der Leyen d'accepter, le 27 juillet, un accord appliquant des droits de douane de quinze pour cent aux produits européens entrant aux États-Unis.

Dans un message posté sur son réseau Truth Social le 25 août, Donald Trump a menacé d'imposer des « droits de douane substantiels » aux pays qui ne supprimeront pas leurs « taxes et réglementations sur les marchés numériques, conçues pour nuire ou discriminer la technologie améri-

caine ». De quoi faire voler en éclats la félicité dans laquelle baignait l'UE après avoir obtenu un « tarif » inespéré, et qui l'avait conduite, dès le 5 août, à suspendre les représailles commerciales initialement prévues contre les États-Unis en « mettant au congélateur » la liste des produits américains qui auraient dû être taxés.

Andrew Ferguson, président de la FTC (Federal Trade Commission, autorité américaine de la concurrence) et fidèle soutien de Trump avait, dès le 21 août, adressé une lettre à douze grandes sociétés de la tech pour leur demander de ne pas appliquer le DSA, sous peine de se retrouver en situation de non-conformité avec les lois américaines et de faire l'objet d'enquêtes. Selon lui le règlement européen, en s'appliquant aussi aux plateformes américaines, les censure de manière illégale. Par ailleurs, l'administration Trump envisage d'instaurer des restrictions de visas à l'encontre des fonctionnaires et des responsables européens chargés de la mise en œuvre du DSA.

La fixation des Américains sur le DSA renvoie à leur conception de la liberté d'expression, qui est totale aux États-Unis alors qu'en Europe elle peut être encadrée pour protéger la population et l'ordre public. Même destinée à protéger les consommateurs, toute législation y est perçue comme une entrave à la liberté de parole des citoyens, garantie par le Premier amendement de la Constitution, que les grandes entreprises technologiques américaines invoquent aussi pour lever tout obstacle à leur business. Sous prétexte d'assurer la sécurité en ligne, le DSA offrirait aux régulateurs européens un pouvoir démesuré pour censurer des discours jugés indésirables, y compris hors d'Europe.

L'Europe, tout en défendant son droit souverain à réguler les services numériques conformément à ses valeurs démocratiques, a d'abord cherché à « dédramatiser » l'impact du DSA sur les sociétés technologiques américaines. La Finlandaise Henna Virkkunen, vice-présidente de la Commission européenne chargée de la Souveraineté technologique, de la Sécurité et de la Démocratie, a rappelé aux membres du Congrès que le DSA ne les visait pas en particulier car il s'applique sans distinction à toutes les plateformes opérant en Europe et seulement envers des citoyens européens. Plusieurs experts estiment que les plateformes américaines peuvent parfaitement appli-

Bientôt un test grandeur nature avec l'enquête européenne sur X

quer le DSA sans enfreindre le droit américain en affichant en Europe des contenus et des fonctionnalités différents, même si la gestion de cette « schizophrénie réglementaire » (selon les termes de l'avocat français Maxime Seno) n'a rien de confortable et représente un coût.

En vérité, les Big Tech espéraient sans doute secrètement que, comme pour le RGPD, elles pourraient échapper aux lois européennes. Le célèbre règlement européen, entré en vigueur en 2018, avait fait l'objet de plusieurs traités transatlantiques sur les transferts de données qui avaient permis aux sociétés américaines de s'affranchir en partie de ses exigences, le vidant ainsi quelque peu de sa substance. Rien de tel pour le DSA et le DMA, comme pour d'autres textes sur les services numériques (notamment l'AI Act de mars 2024), que l'UE est décidée à faire appliquer sans concessions. Mais elle marche sur des œufs, car peu de solutions s'offrent à elle face aux intimidations américaines.

Pour des raisons politiques qui dépassent largement les règlements européens, il ne peut être question de déclencher la procédure anti-coercition censée protéger l'UE contre les mesures de rétorsion ou de pression de la part d'autres pays sur les plateformes numériques, même si les éléments juridiques sont réunis. Une révision de l'accord commercial sur les tarifs est possible : le 28 août, dans son règlement qui prévoit la baisse des droits de douane pour les biens industriels américains et pour certains biens agricoles, l'UE a fait figurer une clause de suspension de l'accord, si jamais les États-Unis ne respectaient pas le « deal » en appliquant par exemple de nouveaux droits. Mais la faire jouer semble improbable.

Certains accommodements pourraient être consentis. Ainsi la Commission pourrait se montrer plus conciliante avec les géants américains de la tech en choisissant d'appliquer moins strictement

le DMA et le DSA lors d'enquêtes menées à leur rencontre. « On peut déjà constater que la Commission ralentit la cadence et ouvre moins d'enquêtes depuis le retour de Donald Trump au pouvoir », observe Alexandre De Streel, professeur de droit européen à l'Université de Namur et directeur académique du programme de recherche numérique du think-tank bruxellois Centre on Regulation in Europe (CERRE).

La directive « omnibus » sur la simplification du numérique, actuellement en préparation pour une entrée en vigueur en 2026, pourrait être modifiée pour « adoucir » le DSA. Quant au projet de taxe européenne sur le numérique, il est encastré et celui d'une directive sur la responsabilité en matière d'IA, initialement proposé en septembre 2022 a été officiellement retiré par la Commission européenne en février 2025, une date qui ne doit rien au hasard. Pour de nombreux observateurs, il ne sert à rien de tenter d'amadouer les États-Unis de cette manière. Ils estiment que Trump ne cherche pas de compromis au sujet du DSA, mais veut tout simplement que le texte soit abrogé. Ce qui ouvrirait la voie à l'utilisation des plateformes américaines pour diffuser en Europe des contenus reflétant sa vision idéologique et ainsi aider ses alliés populistes de ce côté-ci de l'Atlantique. C'est bien une réelle volonté politique qui se cache derrière les vociférations anti-DSA.

Mais il n'est pas du tout envisageable que l'UE retire purement et simplement ses lois numériques sous la pression étrangère. Contre toute attente, au vu de ses reculades récentes, la Commission européenne a eu l'occasion, le 5 septembre, de montrer qu'elle restait droite dans ses bottes en infligeant à Google une amende de 2,95 milliards d'euros pour avoir violé, depuis 2014, les règles européennes de la concurrence avec ses technologies publicitaires. En réponse, Trump a de nouveau menacé l'UE de relever ses droits de douane. Mais Google n'est pas un bon cheval de bataille pour lui, le géant de Mountain View ayant été déclaré coupable des mêmes faits aux États-Unis en avril 2025 par une Cour fédérale (le jugement est en attente).

Ursula von der Leyen a de nouveau affiché son intransigeance mercredi lors de son discours sur l'état de l'Union, déclarant que « l'Europe fixera toujours ses propres normes et règles ». De l'avis général le vrai test sera le sort de l'enquête européenne contre X (ex- Twitter) pour violations présumées du DSA. Ouverte en décembre 2023, elle pourrait se traduire dans les semaines à venir par une amende supérieure au milliard, sanctionnant l'échec répété de la plateforme à lutter efficacement contre les contenus illicites et la désinformation. Si l'Europe va jusqu'au bout dans ce dossier, et même si Elon Musk n'est plus vraiment son ami, Donald Trump ne manquera pas de réagir avec sa discrétion habituelle. ●

Licht im Schatten

IIII Sarah Pepin

Nataša Grujović gehört zur musikalischen Avantgarde. Porträt einer begnadeten Akkordeonistin

Nataša Grujovićs Leben ist von Brüchen geprägt. Die einen sind geografischer Natur, die anderen sind Brüche in ihrem Innenleben. Einige der ersten haben manche der zweiten nach sich gezogen. Das Land, in dem sie aufwuchs, gibt es seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr. Luxemburg ist das siebte Land, in dem sie wohnt. Sie wurde Ende der Siebzigerjahre als zweites Kind in eine serbische Familie in Zagreb geboren; ihre Kindheit beschreibt sie als „traumhaft, absolut frei“. Auf dem Dorf mit Tieren, mit Oma um die Ecke, wurde Obst gepflückt und gespielt – auch Musik. Mit acht Jahren, sie sollte in die Musikschule, schlug der Lehrer Klavier vor. Zuhause gab es ein Akkordeon, sagte ihr Vater, er würde kein Klavier kaufen. Außerdem hatte sich die Großmutter gewünscht, ein Enkelkind solle die Handharmonika lernen. Die Eltern wussten: Wenn ihre Tochter spielt, lassen wir sie in Ruhe. Ein Wellensittich habe neben ihr gesessen. Es klingt wie eine Szene aus einem Film. „Das Akkordeon hat mich gerettet“, sagt sie heute.

Die Hitze schwelt an diesem Montagnachmittag. Dick hängt sie in den Wolken, die sich für die historische Regenflut, die in der Nacht fallen wird, bereithalten. Nataša Grujović sitzt in ihrer Wohnung in Merl und erzählt ihre Lebensgeschichte. Hier kann der Blick vom Balkon über die Baumwipfel der Oberstadt schweifen, der Turm des Spuerkeess-Gebäudes ragt in den Himmel. Es ist eine bescheidene Einzimmerwohnung: Am Fenster steht ein Sofa, das als Bett fungiert, an der Wand ein Bücherregal mit ein paar Artefakten; ihre Instrumente stehen auf dem Boden, nebenan eine kleine Küche, ein Bad. Eine Ecke ist völlig frei: weiße Wände, ein dicker roter Teppich – es ist die „Körperübungscke“, erklärt sie. Mehrere Wochen war sie nicht hier, da sie Housesitting für Freunde machte, vor Kurzem war sie in Kroatien im Urlaub. In dem Land, aus dem sie kommt, aus dem sie 1991 mit 13 Jahren mit ihrer Mutter im letzten Zug nach Belgrad flüchtete. Das Land, das damals Jugoslawien hieß.

Sie zieht ihre roten Strümpfe aus, gießt sich Kaffee ein, rollt sich eine Zigarette und setzt sich an den kleinen Tisch. Nataša Grujović ist eine wachsame Frau, sie ist konzentriert und unabgelenkt während des Gesprächs. Sie gestikuliert mit ihren Händen, spricht offen über das, was ihr in ihrem Leben widerfahren ist. Anderthalb Jahre lang habe sie keinen Pass gehabt in Serbien, das Land sei in einem desolaten Zustand gewesen. Als die Nato Serbien 1999 drei Monate lang bombardierte, war sie dort. „Das vergisst du nie.“ Gerne gesehen wurde die Familie als Flüchtlinge nicht. Es gab wenig Geld. Ihr Vater arbeitete als Ingenieur, ihre Mutter war Sekretärin. 1997 beschloss sie, nach Deutschland zu gehen, um Akkordeon zu studieren. An der Hochschule für Musik in Trossingen, unweit von Freiburg im Breisgau, wurde sie von Hugo Noth unterrichtet, den sie als „weltbesten Akkordeonisten“ beschreibt. Noth sei von ihr begeistert gewesen. Sie spielte Orgelkonzerte von Bach während des Studiums, experimentierte, verbesserte sich. Anschließend schloss sie ein Diplom in Kammermusik ab.

Das Akkordeon ist ein recht junges Instrument mit Wurzeln, die im Westen in die Jahrhundertwende zum 19. Jahrhundert reichen. Cyrill Demian wird als ihr Erfinder genannt, da er 1829 in Wien ein Instrument, das unterschiedliche Töne auf Zug und Druck produzierte, als „Accordion“ patentieren ließ. Trossingen, die deutsche Stadt, in der Nataša Grujović studierte, wurde im Laufe des frühen 20. Jahrhunderts zu einer Produktionsstätte für Handharmonikas und beherbergt heute einen der größten Hersteller, Hohner – dessen Instrument sie spielt. Sie war also am richtigen Ort, um ihre Liebe für dieses spezielle Instrument, das vielen lediglich als atmosphärisches Straßeninstrument bekannt ist, zu vertiefen. Im Laufe des 20. Jahrhundert professionalisierte sich das Akkordeonspiel zunehmend und wurde ein wesentlicher Bestandteil der Kammermusik und der zeitgenössischen Musik.

[...]

Nataša Grujović
vergangenen Montag
in ihrer Wohnung



16 Kilo schwer,
getauft die Sau:
das Akkordeon

Sven Becker

[Fortsetzung von Seite 15]

Private Umstände verschlugen sie 2009 schließlich nach Luxemburg. Sie begann, Kollaborationen mit anderen Musikern aufzubauen, mit Komponisten wie Camille Kerger und Elisabeth Naske. Sie spielte mit Sascha Ley, mit Catherine Lorent für die Eröffnung des Luxemburger Pavillons auf der Biennale in Venedig. Sie habe sich schon willkommen gefühlt in der Musikwelt, sagt sie. Doch auch wenn das Land sich gerne offen zeigt, ist insbesondere die Kulturszene kein einfaches Pflaster. Künstler/innen müssen nach der Status-Quo-Pfeife tanzen, um sich zu integrieren. Existenzielle Nöte taten sich auf. Arbeiten wurden unterbezahlt, es gab Ressentiments, auch ausländerfeindlicher Natur. Sie wurde krank, hatte starke chronische Schmerzen, die erst seit zwei Jahren geheilt sind. Öfter spielte sie mit diesen Schmerzen. Sie rechnet es ihren Freunden und ihrem Publikum an, dass sie stets weiter kämpfte. Sie habe auch viel Glück gehabt im Leben.

Das Künstlerstatut hilft ihr heute zu überleben. Sie beißt sich durch, aber ins Restaurant geht sie nicht. Mit ihren Freunden, die nicht in finanzieller Prekarität leben, kann sie das Thema ansprechen. In der Kulturszene, in der ein nicht unwichtiger Teil der Künstler/innen mit sozialem Kapital ausgestattet ist, ist sie eine Randerscheinung – genau wie im geldgetriebenen Luxemburg. Aus ihr klingen künstlerische Kompromisslosigkeit und Leidenschaft. Sich zu verkaufen, um populäre Musik zu machen, kommt ihr nicht in den Sinn. „Dann würde ich“ – sie nimmt einen imaginären Dolch in die Hand und sticht sich in den Brust-

korb –, „das tun mit all dem, was ich gelernt habe“. Es käme einem Verrat gleich.

In einer Ecke ihres Zimmers hängt ein Stück Baumrinde mit einem Foto von Steve Kaspar und getrockneten Blumen. Als sie das Urgestein der hiesigen zeitgenössischen Musik 2012 kennenlernte, konnte sie „endlich das, was ich in der Akademie gelernt hatte, umsetzen“. Kaspar wurde ihr guter Freund und ihr enger musikalischer Vertrauter. Mit ihm arbeitete sie an Projekten, die langen Atem voraussetzten. Die Zusammenarbeit sei einzigartig gewesen. Wegbegleiter erklären, die musikalische Verbindung zwischen den beiden sei von einem „blinden Verständnis“ geprägt gewesen. Die *electronicacoustic soundscapes*, die Kaspar und Grujović gemeinsam aufführten, klingen mal bedrohlich, mal melodisch – stets immersiv, wie auf einer Reise. Man denkt an Steve Stapleton und seine Band Nurse with Wound. Musik, auf die man sich einlassen muss.

Am 5. Oktober 2020 starb Steve Kaspar mit 68 Jahren plötzlich. Ihr kommen die Tränen, wenn sie über ihn spricht. „Es war sehr schlimm. Auf einmal war alles weg.“ Wie das bekanntlich mit den Toten so ist, sind sie dann doch nicht ganz weg. Er sei nun immer da, sagt sie. Einige der Performances, die sie seitdem aufgeführt hat, waren Steve Kaspar gewidmet – insbesondere die, die aus ihrer Zusammenarbeit mit dem Sunn O)))-Trombonisten Steve Moore erwachsen sind. Sie lernten sich kennen, als Sunn O))), eine amerikanische Drone-Band, 2020 in der Kulturfabrik auftrat und Nataša Grujović und Steve Kaspar im Vorprogramm spielten. Sie ist inspiriert von Kom-

ponisten wie Meredith Monk, Morten Feldman und Luigi Nono, hierzulande von Musikern wie Benoit Martiny und Ela Baumann. Sie mag Humanisten: Menschen die wissen, „was menschlich ist und was nicht“.

Sie stand für mehrere Theaterproduktionen auf der Bühne, zuletzt in Ian de Toffolis Stück *Trick* im Kasemattentheater. Regelmäßig ist sie im Casino und in der Philharmonie zu sehen. International spielte sie unter anderem in Italien, Belgien, Taiwan, Serbien. 2019 verbrachte sie im Rahmen des Stipendiums Bert Theis drei Wochen in Italien, gemeinsam mit Steve Kaspar und der Künstlerin Claudia Passeri. Sie probte ein italienisches Lied ein, eine Serenata, und spielte sie der Dorfgemeinschaft aus einem Pick-up vor. Kommenden Donnerstag gibt es eine neue Auflage des Liedes *Madonna Amore* von Claudio Villa aus dem Jahr 1956, im Rahmen von Claudia Passeris Ausstellung *Rurale Brutale*. Diesmal singt die Akkordeonistin dazu, während der Geburtsbaum, der *conocchia*, der zur Geburt des Kindes mit blauen oder rosa Bändern behangen wird, abgeschnitten wird. Im November ist sie mit *A-Un*, einer Kollaboration mit der Butoh-Tänzerin Yuko Kominami, auf der Bühne der Philharmonie im Rahmen des *Rainy Days*-Festivals zu sehen.

*Auf die Bühne zu gehen,
beschreibt sie als
hingebungsvollen Akt. Eine
Art Geburt – fast, als wolle
man das, was einem am
Allerliebsten sei, auf die
Welt bringen*

Andreas Wagner, Dramaturg und guter Freund, bezeichnet Nataša Grujović als sensibel, sowohl menschlich als auch musikalisch. Diese Empfindsamkeit führe dazu, dass sie offene Ohren hat, gut zuhören kann, was wiederum das Spiel im Ensemble erleichtert. „Sie steckt tief in der Musik drin“, sagt er, und sei sich stets „treu geblieben“. Sich selbst zu verwalten und zu vermarkten, sei nicht ihr Ding. Er hält sie für wichtig für die Szene, da sie konsequent ihre Musik mache und dadurch vieles implizit infrage stelle. Gleichzeitig sei sie „wahnsinnig selbstkritisch, bis ins Moralische“, was ihre Arbeit angehe. Claudia Passeri schätzt ihre Konzentration in der Arbeit. Und sieht darin dennoch auch eine Herausforderung, denn man muss sich anstrengen, um mit einer leidenschaftlichen Person zusammenzuarbeiten. Das Resultat lohne sich.

Da sie derart durchlässig wirkt, stellen sich andere Fragen: Was macht das Weltgeschehen mit ihr? Was bedeutet es, in Kriegszeiten Künstlerin zu sein? „Es sind nicht die Politiker, die den Frieden bringen werden, sondern wir Menschen.“ Sie vertraue den Politikern nicht, und sie sei „nicht die einzige“. Es gebe nicht genug Psychiater auf der Welt für all die kaputten Menschen, die diese Konflikte hervorbringen. Künstler suchen Transzendenz. Auf die Bühne zu gehen, beschreibt sie als hingebungsvollen Akt. Eine Art Geburt – fast, als wolle man das, was einem am Allerliebsten sei, auf die Welt bringen. Es sei eine „nicht-materielle Bereicherung – brutal“, und stellenweise „fast zu viel, zu intim“. Akkordeon für den Besuch zu spielen, ist ihr dennoch eine Freude. Erst das kleine, das bereits eine erstaunliches Geräuschvolumen aufbaute. Dann packt sie „die Sau“ aus – so hat sie ihr Hauptinstrument getauft. 16 Kilo wiegt das Akkordeon, sie hält es leicht, als sei es ein Teil von ihr, eine Verlängerung ihres Körpers. Ihr Blick verändert sich, sie ist ganz bei sich. Sie spielt ein englisches Lied, es geht um Einsamkeit, um Erinnerungen. Sie singt dazu – und ihre Augen blicken nach draußen, ins Licht. ●

Am 18. September spielt Nataša Grujović in der Korschthal im Rahmen von Claudia Passeris Ausstellung *Rurale Brutale*.

Am 22. November kommt es im Rahmen des *Rainy Days*-Festivals in der Philharmonie zu einer Reprise von *A-Un*, dem gemeinsamen Projekt mit der Butoh-Tänzerin Yuko Kominami.

LÄSTERLITANEIEN

Die Kunst der Beleidigung

IIII Guy Rewenig

Notizen zu Respekt und Verachtung

Ja, es ist immer wieder schön, wenn Kontrahenten sich energisch streiten und nicht vornehm auf ihre Wortwahl achten. Was wäre der Meinungsstreit ohne den Pfeffer kraftvoller Injurien? Wer sich bekämpft, trägt nicht unbedingt Samthandschuhe. Das wäre bestenfalls ein Zeichen voraus-eilender Schwäche. Es soll ja krachen im Gebälk, die Fetzen sollen fliegen und die Emotionen hochkochen. Der verbale Ausrutscher ist dabei nur der äußere Ausdruck heftigen Widerspruchs.

Betrachten wir ein historisches Beispiel. Während der Sitzung des deutschen Bundestags vom 18. Oktober 1984 wandte sich der grüne Abgeordnete Joschka Fischer folgendermaßen an den Bundestagsvizepräsidenten Richard Stücklen (CSU): „Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch!“ Er wurde daraufhin von der Sitzung ausgeschlossen. Mit seiner drakonischen Reaktion unterstellte Herr Stücklen implizit, in seiner Partei gebe es keine Arschlöcher. An diesem Befund sind zumindest Zweifel erlaubt. Wenn man die Entwicklung der CSU von 1984 bis heute unter die Lupe nimmt, stößt man auf eine lange Reihe von Politikern, die sich mit ihren unsinnigen Eskapaden der Arschloch-Metapher aussetzten. Der aktuelle bayerische Ministerpräsident Markus Söder sticht als unschlagbarer Hallodri vom Dienst all seine Vorgänger aus. Das ist auch dem grünen Ex-Wirtschaftsminister Robert Habeck aufgefallen. Bei seinem Abschied aus dem Bundestag nannte er in einem finalen Rundumschlag Herrn Söder einen „fetischhaften Würstfresser“. Diese Bezeichnung ist für den eher zurückhaltenden Robert Habeck schon fast eine wundersame Gefühlsexplosion. Und sie ist inhaltlich weit schlimmer als „Arschloch“. Das hat Herr Söder sofort geschnallt und mit folgender Retourkutsche gekontert: „Geh mit Gott – Hauptsache, weit weg!“ Man sieht, Zärtlichkeit ist im politischen Geschäft keine Kategorie.

Joschka Fischer seinerseits hat nach seinem Ausschluss sicher auf den einsamen Fluren des Bundestags Reue und Leid erweckt und sich gefragt: Was habe ich falsch gemacht? Wie hätte ich mich ausdrücken müssen, um den Umgangsformen im Hohen Haus gerecht zu werden? Herr Präsident, Sie sind ein verlängerter Rücken? Sie sind ein

Die jahrtausendealte Institution der Beleidigung scheint sozusagen das Ferment aller menschlichen Handlungen zu sein

Gesäß? Sie sind ein Sitzfleisch? Sie sind ein Ausscheidungsorgan? Elegant auf Lateinisch: Sie sind ein Anus? Oder französisch inspiriert: Sie sind ein Trudikü? Historisch belegt ist nur: Joschka Fischer hat gar nichts falsch gemacht. 1998 wurde er Außenminister und Vizekanzler der Bundesrepublik Deutschland.

Seien wir mal nicht so zimperlich. Die Internet-Plattform *Synonyme Woxikon* verzeichnet 865 (!) Varianten für „Arsch“: eine wahre Fundgrube blumigster Begriffe. Dieses massenhafte, fast schon epidemische Aufkommen des A-Worts beweist klar und deutlich, wie relevant die systematische Verarschung in zwischenmenschlichen Beziehungen ist. Auch die luxemburgische Sprache ist äußerst reich an A-Wort-Substantiven. Unsere Wörterbücher wimmeln von hinterteil-lastigen Ausdrücken: Deckel, Digel, Duckes, Ducksall, Dueder, Hänner, Kadaster, Kastout, Késcht, Pupes, Tutes und so weiter. Geradezu lustvoll wird das A-Wort in allen möglichen Ausprägungen kultiviert. Aber sind wir damit schon konkurrenzfähige Beleidiger? Welchen Rang bekleidet Luxemburg auf der internationalen Beleidigungsskala?

Nach deutschem Vorbild hat es das A-Wort anstandslos ins Hohe Haus am Krautmarkt geschafft. Im November 2013 begrüßte der Parlamentarier Michel Wolter (CSV, rechts) den Neuankömmling Justin Turpel (déi Lénk, 2.v.l.) im November 2013 mit dem A-Wort im Parlament begrüßt

munterer Spruch nicht etwa als allgemeine Standard-Grußformel in der Abgeordneten-kammer eingeführt werden? Denn das A-Wort nimmt Bezug auf ein menschliches Zentralorgan, auf das kein vernünftiger Bürger verzichten möchte. Der A**** – huch, jetzt hat sich die KI-generierte Trigger-Warnung eingeschaltet! – ist ja sozusagen unser persönliches Tor zur Welt, die unverzichtbare Schaltstelle zwischen Eingeweiden und Außenbereich, wie geschaffen für den gesunden und vorteilhaften Austausch. Ist es nicht grotesk, hier etwas Anrühiges zu wittern? Wir sehen: Hierzulande steckt die Beleidigungskultur noch in den Kinderschuhen.

Aber nun wird es leider ernst: Die wahre Kunst der Beleidigung besteht darin, nicht nur verbal aufzurüsten, sondern die Beleidigten kurzerhand zu vernichten, wenn sie sich nicht länger beleidigen lassen möchten. Der aktuelle Beleidigungsweltmeister Donald Trump weist den Weg: Über das harmlose A-Wort ist er längst hinaus, er titulierte alle, die nicht mit ihm einverstanden sind, systematisch mit dem S-Wort und dem G-Wort („Schädlinge“ und „Geisteskranke“). Er belässt es nicht beim rhetorischen Exzess, sondern untermauert seine Beleidigungen mit brandgefährlichen Drohungen und Erpressungen. Wie konnte es so weit kommen? Wenn die Mehrheit der Amerikaner diesen notorischen Dauerbeleidiger zu ihrem obersten Repräsentanten wählt, kann das ja nur bedeuten: Sie möchten so sein wie er, sie erkennen sich in ihm wieder, er verkörpert ihre kühnsten Beleidigungsfantasien.

Zu Trumps irrem Machtmissbrauch wäre anzumerken: Es ist höchste Zeit, wieder Bertolt Brechts Stück *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui* (geschrieben 1941) zu lesen. Diese bittere Parabel über Hitlers Machtergreifung kommt zu dem Schluss, die Zerschlagung aller demokratischen Strukturen durch die Nationalsozialisten wäre „aufhaltsam“ gewesen, wenn alle freiheitlichen Kräfte sich beizeiten mit aller Macht gegen den Usurpator verbündet hätten. Die Geschichte lehrt uns, dass es dazu nicht kam. Jetzt wiederholt sich das Lehrbeispiel mit Trump. Auch diesmal war der *point of no return* schnell überschritten, weil Trump ungehemmter, rücksichtsloser und macht-

besessener vorprescht, als es sich die Verteidiger der Demokratie überhaupt vorstellen können. Aus dem Schock wird eine Dauerlähmung. Organisierter Widerstand ist bisher kaum zu erkennen. Stattdessen entstehen ganze Kartelle von Kriechern, Schleimern und untertänigsten Opportunisten. Trump beleidigt mittlerweile fast die ganze Welt, und fast alle maßlos Beleidigten kuscheln und verkrümeln sich oder beleidigen sich untereinander. Die Politik der expansiven Beleidigung feiert Triumphe.

Mit den sozialen Netzwerken verfügen wir zudem über ein Instrument, das weltweit eine neue Beleidigungsdynamik entfacht hat. Jeder kann nun ungehemmt und frei von der Leber seine Beleidigungsgelüste befriedigen, obwohl er damit noch lange nicht die Trumpsche Effizienz erreicht. Immerhin ist ein großes Ziel in greifbare Nähe gerückt: Die Demokratisierung und Sozialisierung der Beleidigung. Nach der Richtlinie: Nicht mehr zuhören, nicht mehr offen sein, sofort gnadenlos beleidigen. Diese urmenschliche Regung kann sich nun in aller Offenheit Bahn brechen. Wir müssen unsere prägende Beleidigungseigenschaft nicht länger verstecken oder tarnen mit dem schillernden Begriff „Respekt“. Respekt heißt, sich mit Beleidigungen zurückzuhalten. In dieser Logik hat der Zwang zum Respektieren etwas zutiefst Widernatürliches. Die jahrtausendealte Institution der Beleidigung scheint sozusagen das Ferment aller menschlichen Handlungen zu sein. Aus Beleidigung erwächst Überlebenswille: Ich will nicht tot sein, solange ich nicht alle anderen wirksam beleidigt habe.

Wer dann auch noch wie Trump über einen gewaltigen Machtapparat verfügt, der kann seiner Beleidigungsstrategie widerstandslos zu tödlichem Nachdruck verhelfen. Und die wahlberechtigten Beleidigten fahren unbeirrt fort, ihrem gewählten Oberbeleidiger zu applaudieren. Unter dem Strich bleibt die Menschheit nach wie vor ein Sammel-surium von starken Beleidigern und schwachen Beleidigten. Wer nicht mitspielt und glaubt, er müsse feinfühlig, manierlich und respektvoll auftreten, steht sofort auf der Verliererseite. Und jetzt? Uns bleibt nur, mit Bertolt Brecht zu klagen: Der Vorhang zu und alle Fragen offen. ●



Michel Wolter (CSV, rechts) hatte Justin Turpel (déi Lénk, 2.v.l.) im November 2013 mit dem A-Wort im Parlament begrüßt

Archiv Patrick Galbats



À la nature

IIII Marianne Brausch

L'exposition annuelle de la Photothèque propose de regarder les arbres et les fleurs sous des aspects inédits

La Ville de Luxembourg étant partenaire de la Luga (Luxembourg Urban Garden), il allait pour ainsi dire de soi que le rendez-vous estival de la Photothèque s'intéresse à la nature : urbaine, espaces verts, arbres, fleurs. *Nature captured and framed*, n'est cependant pas un éloge à « la vision d'une ville du futur où l'équilibre entre nature et l'urbain est possible », selon les termes de la présentation de la Luga, contredite par les réaménagements entièrement minéraux des places Guillaume et de Paris, quand d'autres villes se transforment, changement climatique oblige, en forêts urbaines.

On a aussi fait un usage massif depuis une dizaine d'années pour les trottoirs à Luxembourg, d'arbres qui poussent en forme conique. Ils ne requièrent pas d'entretien des branches basses, ils ne donnent pas d'ombre. Les arbres de la cour d'école boulevard Royal sauvegardés à l'époque de l'installation de la gare d'autobus et du passage souterrain, auraient-ils été un avertissement dont on n'a pas tenu compte (*La Place Emile Hamilius en 1975*, Eugène Schloeder) ? L'entretien des arbres

urbains était, il est vrai, un vrai travail répétitif. En témoigne une série de photographies d'abatage et de remplacement d'arbres par Batty Fischer, Place Guillaume et Place d'Armes à vingt ans d'intervalle : 1939 et 1959.

Les photographies conservées à la Photothèque sont des témoignages historiques. La sélection pour l'exposition *Nature captured and framed* relève d'un « travail en équipe, non pas à la recherche d'une documentation mais de la qualité photographique. On peut donc dire un choix subjectif », explique Gaby Sonnabend, directrice. La mise en espace rompt avec la linéarité anciennement de mise au Ratskeller, où nombre de visiteurs, photo après photo observent tel ou tel détail qui évoquerait leur passé et la nostalgie.

Dans *Nature captured and framed*, on trouve des photographies encadrées, juxtaposées deux par deux, regroupées et collées directement au mur, des photos accrochées avec des pincettes comme dans un labo. Surtout, les photos ont été choisies dans le but d'illustrer des thèmes,

comme autant de chapitres que nous intitulerons : « Arbres », « Loisirs », « Inaugurations », « Le bouquet de la mariée ».

Ces photographies, de la fin des années 1950 aux années 1970, de Pol Aschman, Pit Schneider, Théo Mey et Edouard Kutter Junior, en disent long, non pas sur le langage des fleurs, mais sur cet accessoire qui se devait de faire partie du décor. On sourit devant ces évocations où se rencontrent le monde ancien et le nouveau. C'était la réalité : le marbre de la Kreditbank, les sièges en peluche du magasin de chaussures Biever jurent avec les corbeilles enrubannées, déplacées au gré des prises de vue de l'inauguration, et les inévitables *Gummibeem*.

On est touché par le reportage des séquences successives et vivantes d'un mariage photographié par Pol Aschman en 1959 : de la montée de la mariée dans la voiture à la mise en place des invités, alignés en rangées devant le restaurant Carrefour, boulevard Royal. Et, au premier rang voici à nouveau l'invariant figé des cérémonies : les corbeilles d'hortensias.

Il n'y a pas de chapitre « Remise du bouquet officiel ». Le choix de la Photothèque s'est porté sur des clichés du photographe du *Luxemburger Wort* Jean Weyrich durant les années 1990. Il faut se pencher pour les regarder dans des vitrines. Clin d'œil discret, voulu par la directrice du projet Gaby Sonnabend et, Christian Aschman ? Peut-être. Ce qui est très sérieux, c'est le choix du protocole qui va jusqu'à assortir les fleurs rouges au tailleur rouge de la Princesse Marie-Astrid et jaunes, à celui jaune de la Grande-Duchesse Joséphine-Charlotte.

Pour Christian Aschman, « le bouquet » de l'exposition, c'est celui d'une séquence de la vie populaire. Des snap shots pris par Pit Schnei-

der sur le Tour de France de 1949. Ces prises de vue rapides – les personnages de face, de profil, de dos, bougent – sont celles d'un photoreportage. Au centre de l'attention de tous, voilà le bouquet du vainqueur. Le titre des prises de vues parle pour lui-même : *L'histoire d'un bouquet de fleurs*.

Le commissaire de l'exposition avoue aussi une prédilection pour un arbre, majestueux mais disparu (*Rue de Hollerich, Luxembourg-Gare*, Antoine Davito, 1967), pour le soin apporté par l'ouvrier qui ratisse une allée de gravier (*Le balayeur, vallée de la Pétrusse, Luxembourg-ville*, Marcel Schroeder, 1963), pour le jardinier qui arrose les plates-bandes (*Arrosage de fleurs près du pont Adolphe, Luxembourg-ville*, Tony Krier, 1958).

Au marché, la vendeuse de pommes se penche sur ses cartons de fruits. Elle est sans apprêt avec son pull tricoté et son tablier bleu à pois blancs. C'est une prise de vue sur le vif d'un certain Charles Boucon, un photographe amateur qui travaillait à la Brasserie Mousel. Christian Aschman, s'est visiblement amusé. Il accole deux photos pour la similarité de la forme du chapeau en papier improvisé de la dame et les emballages des bouquets que le vendeur emporte sans ménagement sur l'épaule à la fin du marché. Le photographe s'appelle Georg Worecki. Directeur de plateau et photographe allemand né en 1961, la Photothèque a acheté cette prise de vue en 2014.

On a le regard aimanté par la jeune vendeuse aux boucles brunes, aux yeux rieurs, aussi sombres que les corolles des fleurs liserées de blanc qu'elle propose à la vente. Elle jouxte des roses dans un seau émaillé. Ce n'est pas un bouquet de roses, c'est une brassée de roses, du bouton à la fleur qui va bientôt faner. La photo est d'une telle qualité que bien qu'incolore, on

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Balancier

IIII Jean Lasar

Pour ceux qui espèrent que le coup d'État fasciste rampant en cours à l'échelle mondiale finira par être contrecarré et que les urgences conditionnant la survie des humains seront alors traitées comme elles le méritent, les invraisemblables frasques de Donald Trump en matière de commerce international présentent à la fois un piège et une opportunité. Un piège parce qu'elles suscitent instinctivement le réflexe consistant à vouloir restaurer l'ordre économique mondial d'avant. Une opportunité parce qu'elles montrent, en creux, qu'une coalition d'États sérieusement engagés dans la décarbonation peut très bien contraindre, par ces mêmes instruments de politique commerciale dont Trump abuse aujourd'hui, les pays récalcitrants à laisser les énergies fossiles là où elles sont.

La globalisation a fait exploser la quantité de ressources extraites, de marchandises produites, de biens et services commercialisés tous azimuts. Amplifiée par des accords de libre-échange, elle s'est appuyée sur des différentiels de revenu substantiels entre pays riches et pays pauvres et sur une logique de spécialisation poussée. Or, l'impératif absolu de croissance qui la sous-tend est par nature incompatible avec celui de la décarbonation. Les marchés mondiaux, ceux des capitaux en tête, restent obstinément axés sur la dégradation de la biosphère et le creusement des inégalités, les engagements de l'accord de Paris s'avérant, sans surprise, incapables d'infléchir cet acharnement destructeur.

Arrive Trump avec ses obsessions protectionnistes et sa vision d'un ordre mondial mercantile certes, mais fondé avant tout sur la force et la domination. Il se lance à corps perdu, quelques semaines après le début de son second bail à la Maison Blanche, dans une offensive de taxation vengeresse qui vise sans discernement pays alliés et adversaires. Cette offensive a été décrite par certains comme un enterrement de l'ordre économique issu de la deuxième guerre mondiale. Si enterrement il y a, il

convient de ne pas y pleurer. Car cet ordre n'était ni plus ni moins qu'un laissez-faire irresponsable, dont on sait parfaitement aujourd'hui qu'il est incompatible avec les changements de cap nécessaires au sauvetage de la biosphère.

En revanche, il suffit de se placer dans une perspective où les yeux des humains se dessillent et où ces changements de cap apparaissent dans toute leur acuité et toute leur ampleur pour comprendre que les actions de l'atrabilaire président américain présentent aussi une opportunité. Les aberrations consistant à user de tarifs douaniers pour contraindre ses partenaires commerciaux à acheter des produits pétroliers et gaziers américains, à faire pression sur eux pour qu'ils se détournent des énergies renouvelables, ou encore à stopper net le chantier d'un vaste champ d'éoliennes offshore pratiquement achevé, tout cela au nom d'une « dominance énergétique américaine » rigoureusement anachronique, viennent rappeler au reste du monde, si besoin était, que l'exercice du pouvoir ne se limite pas à signer des accords de libre-échange et à espérer pour le mieux.

Lorsque le revirement en faveur de l'action climatique viendra, ce que la réalité physique du réchauffement rend inéluctable, les États qui y souscriront pourront s'inspirer des coups de massue portés par Trump ces jours-ci pour, à l'exact opposé de ce qu'il pratique, mettre au pas les États-voyous qui resteraient accrochés à leurs gisements et entendraient, envers et contre tout, en extraire jusqu'à la dernière goutte. Sans doute gagneront-ils à s'engager, le moment venu, pour que le crime d'écocide soit reconnu et poursuivi au plan international. Mais la séquence en cours, avec ces dirigeants européens timorés prêts à toutes les compromissions face au maître de Washington, montre qu'à l'inverse, une coalition décidée à pousser résolument la décarbonation ne devra pas hésiter à miser sur des politiques commerciales radicales pour se faire entendre. Des arsenaux combinant taxes et

Une coalition décidée à pousser la décarbonation pourra miser sur des politiques commerciales radicales pour se faire entendre

barrières douanières conséquentes mais aussi, le cas échéant, boycotts et autres mesures de rétorsion constitueront en effet l'arme ultime pour convaincre les pétrocrates les plus obstinés de cesser de délibérément détruire notre habitat commun.

Alors que la situation économique mondiale tressaute comme une girouette au rythme des oukases issus de Washington, il peut sembler chimérique de se projeter dans un avenir où des préoccupations aussi diamétralement opposées à celles qui animent Trump tiendraient le haut du pavé. Pourtant, avec un peu de recul, le caractère excessif, intenable, grotesque de la dérive trumpienne, qui fait dire à beaucoup de commentateurs que nous nous trouvons dans une séquence « surréaliste », a tout d'un mouvement de balancier extrême, animé par le désespoir des tenants du statu quo carboné prêts à embrasser le pire plutôt que de renoncer à leurs privilèges. Qui dit balancier, dit retour de balancier. Même si ce balancier semble évoluer au-dessus d'un volcan en fusion et que ses mouvements erratiques peuvent faire craindre un effondrement en cas d'emballement, il faut se garder de sombrer dans la dépression et préparer la phase suivante, celle d'une prise en compte des vrais besoins humains. ●



Des bouquets et *Les Mouches* de Batty Fischer

dirait que les fleurs sont de teinte poudrée. On est en 1951, les prises de vue sont de Théo Mey.

Aucune image présentée dans *Nature captured and framed* n'est un original. Ainsi des photographies de Batty Fischer, dont la Photothèque possède 300 exemplaires fragiles, à conserver, à retoucher : l'émulsion des autochromes contenait de la fécule de pomme de terre qui avec le temps provoque une oxydation. Les photos sont montrées avec ces petites imperfections dans l'exposition. On leur trouve un air de famille avec des photographies de Stieglitz et de Steichen, par le pictorialisme de Batty Fischer. Le japonisme aussi était une référence.

On ne sait comment décrire le ressenti devant les neuf autochromes de Batty Fischer. Que ce soient à cause de la couleur rosée des fleurs, des teintes du vert à l'ocre des feuilles des arbres, l'eau, miroir plan qui fait voir des bâtiments à l'envers, les personnages qui donnent l'échelle d'un paysage.

Un mur entier est consacré à l'arbre. On l'écrit au singulier, parce que les plus beaux sont les arbres isolés. Les tirages contemporains, inkjet sur papier blue back, accentuent leur texture fragile comme si la lumière était brumeuse.

Entre ces prises de vue, dont les originaux sont des négatifs sur verre de Batty Fischer du début du siècle dernier, un paysage magnifique de Marcel Schroeder *Le chêne de Hersberg et l'Heeschtbrecher Bildchen*, du milieu du siècle, d'Auguste Jungblut, un photographe amateur, d'un auteur inconnu, on peut passer beaucoup de temps dans l'exposition. ●

Nature captured and framed. est à voir jusqu'au 14 septembre au Ratskeller du Cercle Cité

D'GEDICHT VUN DER WOCH

IIII Jacques Drescher



UEL-Limerick

De Patron ass fuerchtbar frustréiert.
E gouf jo net wierklech erhéiert.
En haasst d'Tripartite,
Well do näischt geschitt.
D'Zozialronn war nach méi verkéiert.

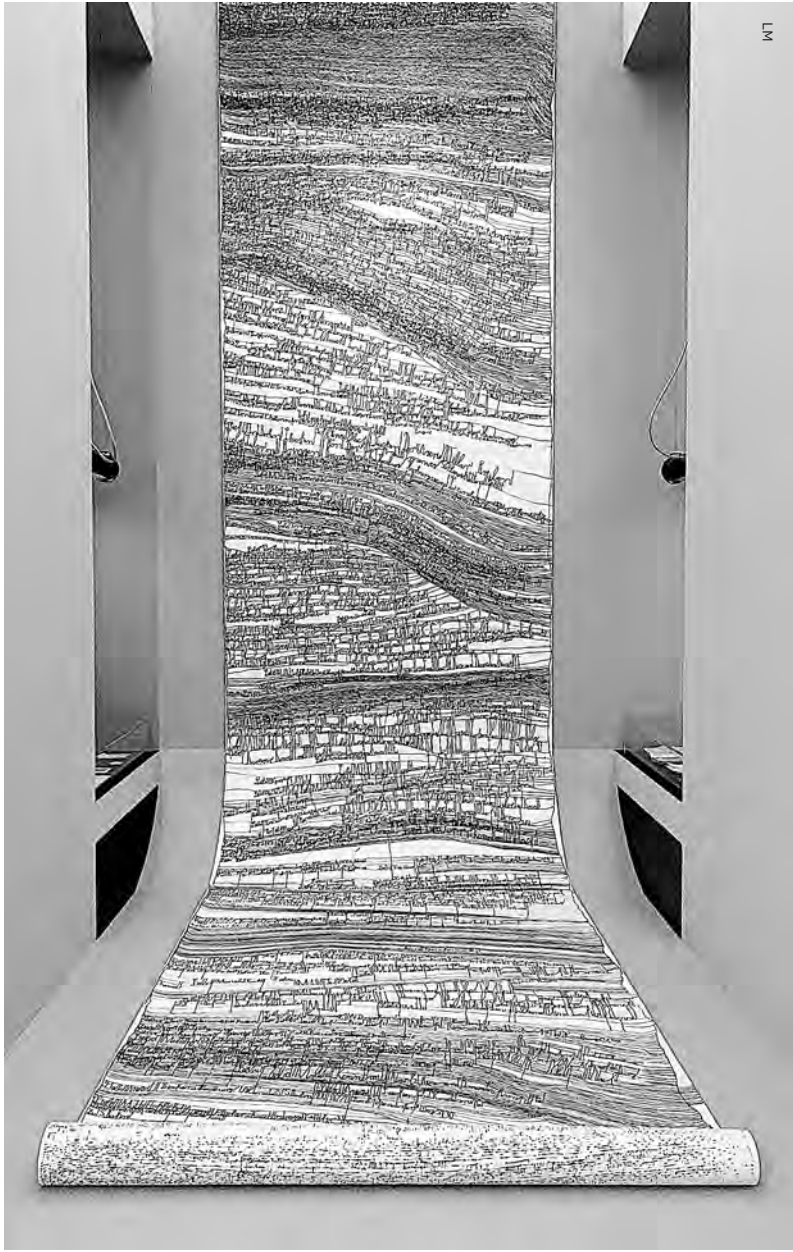
Arméi-Limerick

E Baueremeedche vu Syren,
Dat gong op de Bierg hannert Schieren.
Seng Mamm jäizt an Nout:
„Herno bass de dout!“
Et konnt sech géint d'Backes net wieren.

Folie de l’art brut

IIII Loïc Millot

Une vaste exposition parisienne rend hommage aux outsiders de la création



Immense rouleau de papier griffonné par Harold Stoffers et dédié à sa mère

Avant même de pénétrer dans l'exposition dédiée à l'art brut qui se tient au Grand Palais, il convient de rappeler que Jean Dubuffet, s'opposant à un monde culturel jugé asphyxiant, est à la fois l'inventeur de l'art brut comme catégorie d'art et le premier à constituer une collection d'objets sous ce signe. Collection qui, après moult déménagements de part et d'autre de l'Atlantique, a finalement trouvé refuge à Lausanne, où elle repose depuis 1971 au château de Beaulieu.

L'exposition parisienne présente toute collection d'art brut comme une opération de sauvetage et

insiste sur le rôle décisif qu'ont joué ses intermédiaires, issus de l'art ou du champ médical ; infirmières, médecins, amateurs, marchands... Elle dévoile les objets du cinéaste Bruno Decharme qui a choisi 400 pièces représentatives de sa collection, réparties entre de grands « classiques » de l'art brut, comme Adolf Wölfl, Aloïse Corbaz ou Henry Darger, et de nombreux artistes contemporains que la manifestation permet de découvrir. Decharme a fondé en 1999 le pôle de recherche abcd (art brut connaissance & diffusion), qui s'intéresse aux relations de l'art brut avec les marges et les formes de dissidences au sein de nos sociétés.

tés. Le parcours débute avec des œuvres supposées réparatrices ou salvatrices, et dont les auteurs en seraient les élus, détenteurs d'une mission aussi mystérieuse que mégalomane. Ainsi de l'Espagnol Anselme Boix-Vive (1899-1969), qui imagine un « Plan mondial pour la paix » qu'il adresse aux grands de ce monde, du pape à Charles De Gaulle en passant par John F. Kennedy, tout comme les temples peints par Joseph Crépin (1875-1948) dans un style orientalisant sont dotés d'une fonction pacificatrice. On rencontre le peintre tchèque Zdenek Kosek (1949-2015) qui, à la suite d'une crise survenue à la fin des années 1980, se met à consigner tout ce qui se passe autour de lui pour éviter que le monde s'effondre. En attestent ses diagrammes et constellations chiffrées, réalisées sur des boîtes à fromage en vue de conjurer les catastrophes climatiques. De son côté, Emery Blagdon (1907-1986) conçoit une machine géante, composée de 80 tableaux et d'assemblages de forces magnétiques, à laquelle il attribue une fonction thaumaturgique en vue de nous guérir d'un monde fissuré et malade (*Healings Machines*, 1957). Melvin Way (1954-2024) invente, quant à lui, des formules chimiques censées guérir toute maladie chronique ou prétendre à l'immortalité.

De nombreux créateurs se sont mis en quête de langages alternatifs et dont le sens resterait à déchiffrer. Tel ce superbe alphabet de fleurs, de visages féminins et d'oiseaux que dessine Emmanuel Deriennic (1908-1965), comptable de métier, lorsqu'il est interné à cinquante ans à l'hôpital de Quimper, en proie à des hallucinations. Le dénommé Palanc, pour sa part, invente un système alphabétique qu'il nomme « écriturisme » et évoque, dans le traité *Autogéométrie* dont il est l'auteur, l'influence secrète de la géométrie sur la vie mentale et affective des individus. Né à Hambourg en 1961, Harold Stoffers dédie à sa mère une œuvre épistolaire qu'il rédige sur de grands rouleaux de papier d'une écriture ondoïante. Originaire de L'Hôpital, en Moselle, Jean Fick est l'un des rares rescapés d'une famine meurtrière qui sévit à l'hôpital de Cadillac, en Gironde. Il a légué un petit carnet au contenu énigmatique, constitué de chiffres et de pages colorées, avec des références sibyllines à différentes cultures.

L'exposition intègre également des réalisations issues de cultures non-occidentales, alors que Dubuffet s'était limité à l'espace européen pour

constituer sa collection. On y découvre ainsi de fabuleuses broderies provenant du Japon, notamment celles de Satoshi Morita qui évoquent les nuages qu'il contemple à longueur de journée. Auteur de sketches humoristiques, Katsuya Kitano soupire à longueur de journée. Pour tenter de contenir ce trouble, il a acquis mille petits sacs de coton pour y enfermer ses soupirs. À Cuba, Lazaro Antonio Durán fabrique ses propres postes de télévision en carton, qu'il allume d'images relatant les « exploits » de Fidel Castro.

Au Brésil, où l'implantation de la psychanalyse survient dès les années 1920, l'art brut s'étend rapidement. Membre fondateur de la Société brésilienne de psychanalyse, Osório Cesar est convaincu que les œuvres d'aliénés sont des œuvres d'art à part entière, et non de simples travaux psychopathologiques. De son côté, le psychiatre Nisa da Silveira fonde en 1952 à Rio de Janeiro le Museu de imagens do inconsciente, un centre qui se charge notamment d'interpréter les travaux de ses patients. Citons l'œuvre d'Arthur Bispo do Rosário, figure illustre de l'art brut au Brésil dont l'œuvre a été classée au patrimoine culturel national.

L'héritage de Dubuffet est aussi questionné à travers les productions issues de trois ateliers : la « S » Grand Atelier en Belgique, la Creative Growth Art Center aux États-Unis et la Haus der Künstler en Autriche. Pour certains commentateurs, les œuvres réalisées dans un cadre d'ateliers protégés ne relèvent pas de l'art brut, lequel émerge seulement en toute autonomie et dans des conditions de révolte contre des formes d'enfermement institutionnel. Pour d'autres, la question de la dissidence est d'ordre psychique, et non social. Toujours est-il qu'il y a bien quelques paradoxes à célébrer aujourd'hui l'art brut dans l'écrin doré du Grand Palais, dont le faste contraste avec l'humilité de ces artistes maudits. Un honneur qui témoigne de l'institutionnalisation croissante de l'art brut, de son intégration à un champ culturel extensif, dans un cadre néolibéral où tout s'ingère, se digère, se vend. À moins que l'on préfère y voir une reconnaissance de la part des plus hautes institutions culturelles du pays. Le débat demeure ouvert. ●

Exposition *Art Brut. Dans l'intimité d'une collection* au Grand Palais, Paris, jusqu'au 21 septembre



T A B L O

PARUTION

Gros Cahiers

La revue littéraire *Les Cahiers luxembourgeois* fait peau neuve avec la parution d'un numéro double de 160 pages. Le Studio Polenta signe un graphisme dans l'air du temps avec un papier plus épais, une typo moderne et des illustrations d'Anneke

Walch. Le contenu en revanche ne change pas : de la littérature, des inédits et des essais, dans les langues usuelles du pays, avec une bonne dose d'anglais dans cette édition. Les auteurs Dana Rufolo (*First World Problems*) et Patrick Védie (*Tomorrow, and tomorrow, and tomorrow*) livrent chacun un texte en prose. Au centre de ce numéro figurent les textes rédigés par Mandy Thiery, Pauline Collet, Jeff Schinker et Antoine Pohn pour une « Jam Session » qui s'était tenue en décembre 2024 au Théâtre des Capucins. Sur le modèle de l'improvisation musicale, ils avaient eu 24 heures pour écrire une courte œuvre d'une quinzaine de minutes,

lue sur scène, avec la musique de Pol Belardi. Dans la section essais, on lira notamment une analyse de la dramaturgie dans les théâtres luxembourgeois par Marie-Paule Greisch et une recherche de la journaliste du *Land* Stéphanie Majerus, *Die Qualia psychedelischer Zustände : Mystisch und therapeutisch ?* FC

NOMINATION

Sonia da Silva,

deviendra directrice de l'Institut Pierre Werner (IPW) à partir du 1^{er} janvier prochain. Elle succédera à Olivier Frank, à la tête du

centre culturel depuis 2011. Formée aux universités de Strasbourg et de Metz, Sonia da Silva (née en 1975) a consacré son mémoire de maîtrise à Céline, son mémoire de DEA et sa thèse de doctorat à Pierre Drieu la Rochelle. Depuis dix ans, Sonia da Silva était responsable du département de presse et communication au Musée national d'archéologie, d'histoire et d'art. Avant cela, elle a travaillé comme journaliste, puis comme cheffe de la rubrique culture de *La Voix du Luxembourg*. À la disparition du journal, elle a intégré les éditions Saint-Paul pour lesquelles elle a travaillé à des

ouvrages moins culturels comme un album-souvenir du mariage princier de Guillaume et Stéphanie ou un livre sur les bâtiments de la BCEE. La future directrice est aussi membre fondateur du Printemps des poètes, en 2007. Elle traduit la poésie portugaise classique et contemporaine.

Créé en 2003 à l'initiative des gouvernements allemand, français et luxembourgeois, l'IPW organise des conférences, rencontres et événements dans les domaines de la littérature, de l'art, de la politique et des sciences. Au *Land*, Sonia da Silva se dit « honorée de relever ce nouveau défi ». FC

MUSIQUE

Premier album de Gregario

Le musicien David André publie sur les plateformes de streaming son premier album, sous le pseudonyme Gregario. *Assembly unit* sort du cadre qu'il s'était imposé pour ses précédents EP's aux atmosphères intimistes et épurées autour du piano. Cette fois, sa palette sonore s'élargit à des dynamiques post-rock tout en gardant un pied dans une trip-hop onirique. Les neuf titres instrumentaux développent des univers cinématographiques enivrants propices à la rêverie. FC

Les herbes folles

IIII Jeff Schinker

Pour ses vingt ans, la Rockhal réveille les fantômes de groupes ayant écrit l’histoire musicale récente du Luxembourg.
D’Land revient sur leurs parcours et dresse le portrait d’un Grand-Duché en voie de professionnalisation musicale.
Premier épisode avec Monophona

« Mais si, souvent-toi, on a adoré jouer à Groningen, c’était d’ailleurs la seule fois où Giovanni [Trono, de music:LX, ndlr] n’avait pas l’air complètement déçu par notre concert », insiste Claudine Muno. Alors que le souvenir de la chanteuse, guitariste et compositrice de feu Monophona semble net et précis, ses deux co-musiciens Philippe Schirrer et Jorsch Kass ont un peu plus de mal à naviguer dans la brume des réminiscences. « Je me souviens juste d’y avoir acheté une veste », admet, laconique, le batteur Jorsch Kass. Et si l’histoire de Monophona, qui commence en hiver 2010 et finit à l’été pandémique de 2020, se recoupe partiellement avec celle de music:LX, le groupe ne garde pas que des souvenirs positifs des efforts de professionnalisation de la scène musicale.

« L’herbe ne pousse pas plus vite si l’on tire très fort sur les différents brins », explique Claudine Muno. « J’ai peu aimé cette pression qu’on vivait alors. Tout se passait comme si on nous avait donné une nectarine et une râpe à fromage en nous exhortant de préparer un dessert endéans très peu de temps. Les attentes étaient assez élevées – mais on n’a jamais disposé des moyens qu’il nous aurait fallu pour être à la hauteur. On avait un peu l’impression que s’était fait parce que ça sonnait bien, et moins pour vraiment aider les groupes à progresser. »

Pour comprendre sa métaphore et son dépit, il faudrait qu’elle raconte Tokyo, explique la musicienne. Elle hésite, puis Jorsch Kass, très *vun der Long op d’Zong*, comme on dit en luxembourgeois, insiste : cette histoire, il l’a déjà beaucoup racontée, et puis, tant de temps a coulé sous les ponts qu’il lui paraît tout à fait légitime de la confier enfin à un journaliste.

Alors, Claudine Muno se lance. Conviés par music:LX pour un concert à Tokyo, les trois membres de Monophona acceptent le deal, se disant qu’au pire des cas, on pourra raconter qu’on aura passé le weekend à manger des sushis dans un hôtel à Tokyo. « Et c’est un peu ce qui s’est passé – sauf qu’on a pas mangé de sushis », s’esclaffe la musicienne. « Trêve de plaisanterie, une fois arrivés, il y avait un micro, une table de mixage pour DJ et une batterie en plastique. Manquaient : une vraie batterie, un ampli, des moniteurs, une backline : toutes les choses sur lesquelles on insistait depuis deux mois qu’il nous les fallait absolument pour pouvoir jouer. On nous assurait sans cesse que ce qui manquait n’allait pas tarder à arriver. » Schirrer renchérit : « La politesse japonaise leur interdisant de nous dire qu’en fait, il n’en serait rien ». Le lundi suivant, de retour à son poste d’enseignante au lycée, Claudine Muno a pu raconter qu’elle avait passé le weekend à Tokyo pour jouer un concert – sans jamais le jouer ! « C’étât été mieux, je pense, de nous envoyer six fois à Arlon ou sept fois à Cologne. Quelque chose qui aurait grandi lentement, avec lequel on aurait pu grandir aussi, en tant que groupe. »

Né d’une rencontre entre collègues de travail du Lycée Erme-sinde, Monophona réconciliait d’abord deux, puis trois personnalités artistiques diamétralement opposées : l’univers singer-songwriter de Claudine Muno, celui, mâtiné d’électro, de Philippe Schirrer et, ensuite, une fois que Jorsch Kass eut rejoint le groupe, un certain mordant venu du rock. « Cela nous a toujours posé problème quand il s’agissait de définir le genre de musique qu’on jouait, information dont les journalistes étaient avides », se rappelle Jorsch Kass. « Ce qui me fait penser à ce journaliste du *Wort* qui nous a demandé un jour : c’est quoi, le trip-hop : du hip-hop à trois ? », s’amuse Claudine Muno, à quoi Kass rajoute que, contrairement à Portishead ou Massive Attack, grandes pontes bristoliennes du trip-hop à l’anglaise, Monophona n’avait jamais eu ce rythme chaloupé, un peu traînant.

« C’eût été mieux de jouer six fois à Arlon ou à Cologne qu’une fois à Tokyo, où en plus, on n’a pas pu jouer »

Claudine Muno

Après *The Spy*, premier album conçu en duo, pour lequel Schirrer et Muno se sont envoyé des idées. Philippe ayant demandé à sa collègue de travail des voix, des mélodies pour ses compositions électro qu’il s’amusait ensuite à fignoler dans son studio, les albums suivants ont abandonné les changements de tempo trop abrupts afin de faciliter la transposition scénique des chansons. Suivirent *Black on Black* et le plus vénère *Boys Who Sing, Girls on Bike* dont la politisation, aux lendemains désenchantés du Brexit et de ce dont on espérait encore que ce serait le seul mandat de Trump ont laissé leurs traces dans la musique écrite par Muno, qui y lâche même un cri d’exaspération.

La décennie d’activité de Monophona, c’est aussi une époque où manquent encore, dans l’écosystème musical du Luxembourg, beaucoup de postes comme ceux du booker ou du manager – un manque que Schirrer déplore : à l’époque, à chacun de se débrouiller comme il pouvait, avec les moyens du bord, le DIY n’étant alors pas une posture de hipster, mais bel et bien une véritable méthode qui s’étendait de la production à la façon dont on essayait, tant bien que mal, de se professionnaliser.

Avec un peu de chance, on tombait alors sur des gens vraiment bien, comme quand le groupe fit la connaissance de ceux qui

allaient les faire signer pour deux albums sur leur label allemand, Kapitän Platte. C’est, pour Claudine Muno, un des souvenirs les plus fous de l’histoire de Monophona. « D’abord, c’était peut-être le seul concert à l’étranger non organisé par music:LX », se souvient Muno. « Et puis, comme les voisins avaient râlé parce qu’il y avait trop de bruit, a dû tout remballer et jouer ailleurs », rajoute Kass. Monophona a donc joué devant une salle complètement vide, sauf quatre personnes : l’ingénieur du son et les gars de Kapitän Platte qui, après le concert ont abordé le groupe pour lui dire qu’ils aimeraient bien les signer sur leur label. Le trio, conscient que les gérants du label étaient passablement éméchés, a d’abord pensé à une de ces promesses qu’on dilue avec le Dafalgan effervescent du lendemain de cuite. Sauf que le lendemain, ils voulaient toujours signer Monophona. « Ayant eu de très mauvaises expériences avec un label, j’étais on ne peut plus sceptique. Mais ces gens-là se sont avérés les personnes les plus gentilles que tu peux rencontrer », dit Muno. Kass évoque des cartes postales qu’il reçoit aujourd’hui encore pour Noël, Muno un disque qu’ils lui ont envoyé en pleine pandémie, parce qu’ils se souvenaient qu’elle aimait bien le groupe.

La décennie Monophona, ce fut aussi celle qui vit le CD périlcliter définitivement, à quoi le regain d’intérêt pour les vinyles ni le soin DIY qu’apportait Muno à la personnalisation des disques avec ses dessins n’arrivait pas à remédier. « À la publication de notre troisième album, les ventes avaient vraiment chuté », se souvient Schirrer. Pourtant, leurs trois albums sont encore disponibles sur les plateformes de streaming – une décision où la volonté de faire bénéficier sa musique d’une archive l’emporte sur le dégoût qu’inspirent Spotify et consorts. « Les disques de mon groupe précédent, les Luna Boots, ne sont plus nulle part. Si je n’avais pas de lecteur CD, je ne pourrais plus écouter ma propre musique. Tout aurait disparu. »

De plus en plus d’artistes se retirent de Spotify, non pas parce qu’ils y touchent peu de tantièmes – cela en a toujours été ainsi – mais à cause de l’orientation politique de la plateforme. « Ces groupes-là peuvent probablement se le permettre », estime Kass, avant d’affirmer que Bandcamp, c’est nettement plus humain. « Mais Bandcamp, c’est Paypal, donc Peter Thiel. À éviter aussi », tranche Muno. « De toute façon, au bout du compte, si tu fais un peu de recherches, tu te retrouveras toujours en face de quelqu’un avec qui, politiquement ou humainement, tu ne voudrais pas avoir affaire », conclut Kass.

« Tout cela est devenu tellement compliqué, l’imbrication du politique et de la musique a mené à un tel embrouillamini que je suis presque content qu’on ne soit plus sur scène – non pas que cela ne me plaise plus, mais parce qu’il est éthiquement devenu ingérable d’être dans un groupe », continue alors Kass. Il se rappelle les discussions mouvementées pendant les longues heures de trajet en van. Des discussions ponctuées de fous rires et au cours desquelles trois personnalités très différentes ont fini par se découvrir plus d’un point commun. « Et si on s’est arrêté là, c’est aussi parce qu’on s’est dit que pour continuer Monophona après 2020, il aurait vraiment fallu accepter l’exposition sur les réseaux sociaux. Et ce jeu-là, je n’étais pas prête à le jouer », explique Claudine Muno. Enterrant avec ces mots l’espoir d’un retour du groupe. Resteront les souvenirs. Ou, à défaut, les longues discussions sur la mémoire humaine qui les floute, les entoure de brouillard et qui finit, parfois, par les effacer. ●



Monophona, c’était Jorsch Kass, Claudine Muno et Philippe Schirrer



Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 26.09.2025 10:00 10.00 heures
Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé : 3373_sanitaire, chauffage & ventilation, réf. KE2-21.
Description :
_ L'exécution des travaux d'installations sanitaires, chauffage & ventilation de 22 maisons unifamiliales à Olm.
Conditions d'obtention du dossier : Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des plis : Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures.
N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2502206



Syndicat Intercommunal de Dépollution des Eaux résiduaires du Nord (SIDEN)

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 27.10.2025 10.00 heures

Lieu : L'ouverture de la soumission aura lieu dans la salle des soumissions affichée à la réception du bâtiment administratif du SIDEN, à Blesbruck, L-9359 Bettendorf.

Intitulé : Assainissement de la commune de Troisvierges.

Description :
_ U1282-09 Construction d'un bassin d'orage de 380 m³ avec station de pompage et conduite de refoulement à Basbellain – Travaux de génie civil

Critères de sélection :
_ Effectif minimum en personnel de l'opérateur économique occupé dans le métier concerné : 100 personnes ;
_ Nombre minimal des références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références.

Modalités visite des lieux/réunion d'information :
La visite des lieux est laissée à l'appréciation du soumissionnaire.

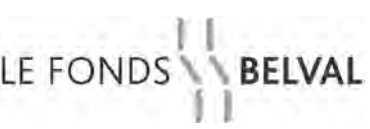
Conditions d'obtention du dossier :
Sous peine de nullité, les documents de soumission sont à télécharger sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis :
Réception des offres :
Conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics, la remise et l'ouverture électronique des offres est obligatoire pour ce marché. Sous peine d'exclusion, les offres doivent être déposées sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*), avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres sous forme de papier ne seront pas acceptées.

Autres informations :
Le début des travaux est prévu pour janvier 2026 et le délai d'exécution est de 240 jours ouvrables.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2502197

Le bureau du SIDEN:
Fernand Mergen, président ;
Romain Schroeder, 1^{er} vice-président ;
Georges Majerus, 2^e vice-président ;
Marc Keilen, membre ;
Annie Nickels-Theis, membre.



Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 14.10.2025 10.00 heures

Intitulé : Soumission relative aux travaux de peinture dans l'intérêt de la maintenance de la Maison du Savoir à Esch-Belval.

Description :
_ Travaux de peinture.

Critères de sélection :
Les conditions de participation sont précisées dans les documents de soumission.

Conditions d'obtention du dossier :
Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis :
La remise électronique des offres

sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l'ouverture.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2502215

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Ponts et Chaussées
Division des travaux neufs

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 21.10.2025 à 10.00 heures

Lieu : Administration des Ponts et Chaussées, Division des Travaux Neufs 21 rue du Chemin de Fer à L-8057 Bertrange dans le bâtiment H1 2^e étage

Renforcement du réseau d'eau potable aux environs de l'aéroport - Nouveau réservoir d'eau Findel S8 Equipement électromécanique

Description :
Le marché comprend la fourniture et l'installation des équipements électromécaniques nécessaires au nouveau réservoir d'eau potable, y compris :
_ Raccordements techniques et réseaux associés ;
_ équipements de pompage, de contrôle et de régulation ;
_ Dispositifs de sécurité et de signalisation liés à l'exploitation.
_ Travaux d'équipement électromécanique :
_ Pompes et conduites pour l'alimentation et l'évacuation du réservoir ;
_ Vannes, clapets et armatures hydrauliques ;
_ Tableaux électriques et systèmes de commande/automatisation ;
_ Instrumentation (capteurs, compteurs, dispositifs de régulation et sécurité) ;
_ Câblages et raccordements électriques (y compris protections contre surtensions).
Délai d'exécution global des travaux : 230 jours ouvrables
Début prévisible des travaux : Début 2026

Conditions d'obtention du dossier :
Les documents de soumission sont à télécharger à partir du Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis :
Les offres portant l'inscription « Soumission pour le Renforcement du réseau d'eau potable aux environs de l'aéroport – Nouveau réservoir d'eau Findel » sont à remettre à l'adresse prévue pour l'ouverture de la soumission conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres peuvent également être remises de manière électronique par le biais du Portail des marchés publics.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2502236



Syndicat Intercommunal de Dépollution des Eaux résiduaires du Nord (SIDEN)

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 31.10.2025 10.00 heures

Lieu : L'ouverture de la soumission aura lieu dans la salle des soumissions affichée à la réception du bâtiment administratif du SIDEN, à Blesbruck, L-9359 Bettendorf.

Intitulé : Travaux d'infrastructures sur le site de la station d'épuration de Blesbruck.

Description :
_ K0101-21/U3001-22/U8003-18 - Construction d'un nouveau bâtiment pour dégrilleurs et station de relevage (130 000EH) ;
_ D'une extension du laboratoire central (1 600m²) ; – Et d'une nouvelle unité de traitement des micropolluants - Travaux de génie civil.

Critères de sélection :
_ Effectif minimum en personnel de l'opérateur économique occupé dans le métier concerné : 150 personnes ;
_ Nombre minimal des références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références.

Modalités visite des lieux/réunion d'information :
La visite des lieux est obligatoire et aura lieu le 29.09.2025 à 10.00 heures.

Conditions d'obtention du dossier :
Sous peine de nullité, les

documents de soumission sont à télécharger sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis :
Réception des offres :
Conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics, la remise et l'ouverture électronique des offres est obligatoire pour ce marché. Sous peine d'exclusion, les offres doivent être déposées sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*), avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres sous forme de papier ne seront pas acceptées.

Autres informations :
Le début des travaux est prévu pour février 2026 et le délai d'exécution est de 650 jours ouvrables en 2 phases.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2502228

Le bureau du SIDEN :
Fernand Mergen, président ;
Romain Schroeder, 1^{er} vice-président ;
Georges Majerus, 2^e vice-président ;
Marc Keilen, membre ;
Annie Nickels-Theis, membre.

d'LetzebuengerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C.B 19029,N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Antoine Hron (485757-1; ahron@land.lu), **Rédacteur en chef** Peter Feist (485757-24; pfeist@land.lu), **Rédaction** France Clarinval (485757-26; fclarinval@land.lu), **Stéphanie Majerus** (48575735; smajerus@land.lu), **Erwan Nonet** (48 57 57 28; enonet@land.lu), **Sarah Pepin** (48575736; spepin@land.lu), **Pierre Sorlut** (485757-20; psorlut@land.lu), **Bernard Thomas** (485757-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (485757-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (485757-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Yi Ren (485757-32; yren@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 E-mail land@land.lu Internet www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Letzebuenger Land **Instagram** letzebuenger_land **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,50€ **Abonnement annuel** 220,00€ **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000

MOSTRA DE VENISE 2025

Quand le cinéma explore la fragilité de l'identité

III Marc Trappendreher et Maria Sole Colombo

Marc Trappendreher : Cette année, la Mostra de Venise s'impose comme un miroir de nos angoisses collectives, allant jusqu'à la fiction de l'annihilation totale. Plusieurs films en compétition interrogent la même question brûlante : Que reste-t-il de nous lorsque notre identité vacille, menacée par l'exclusion, par l'oubli ou la perte de reconnaissance sociale ? Avec *Orphan*, László Nemes revient sur l'histoire hongroise à travers le regard d'un enfant pris dans un conflit familial. Le drame intime devient une allégorie des tensions post-1956, où la figure du père autoritaire incarne l'emprise soviétique. Yorgos Lanthimos, pour sa part, reprend la trame d'une comédie coréenne culte dans *Bugonia* et transforme l'enlèvement grotesque d'une dirigeante pharmaceutique en une fable noire sur la paranoïa, la croyance aux complots et la difficulté à discerner le réel de la fiction dans un monde saturé de crises. À première vue, *Jay Kelly* de Noah Baumbach déploie le glamour hollywoodien. George Clooney y incarne un acteur vieillissant, confronté à la mort d'un collègue et au retour d'un ancien rival. Derrière son charme, il cache une profonde vulnérabilité : la peur d'être oublié. Mais plutôt que d'assumer le vieillissement, le film s'abandonne souvent à l'autocélébration.

Guillermo del Toro, lui, revisite *Frankenstein* non pas comme un récit d'horreur, mais comme une tragédie intime. Son monstre est un être déchiré entre désir de reconnaissance et rejet. Le film se concentre sur la souffrance d'une créature marginalisée, miroir de nos propres exclusions. Comme dans *The Shape of Water* ou *Nightmare Alley*, del Toro enveloppe ses « monstres » de tendresse. L'identité, ici, est fragile parce qu'elle dépend du regard des autres – un regard souvent cruel.

Avec *No Other Choice*, Park Chan-Wook transpose cette question dans le monde impitoyable du travail. Un père de famille, licencié, se voit réduit à sa seule valeur économique. La recherche d'emploi devient une compétition mortelle où les candidats

se transforment en ennemis et où la survie écrase toute morale. Dans une mise en scène oscillant entre le suspense du thriller et l'humour de la satire noire, Park montre comment le capitalisme broie les identités. Cependant, malgré leur qualité, tous ces films sont finalement repartis les mains vides. À leur place, ce sont l'urgence politique et la poésie du silence qui ont triomphé.

Maria Sole Colombo : À la surprise générale, le jury présidé par Alexander Payne a décerné le Lion d'or à *Father Mother Sister Brother* de Jim Jarmusch. Un drame intimiste et délicat, qui s'impose comme une œuvre « mineure » dans la filmographie du cinéaste américain, en dépit d'un casting de premier ordre : Adam Driver, Tom Waits, Cate Blanchett, Vicky Krieps et Charlotte

The Voice of Hind Rajab oblige le spectateur à se poser des questions sur la morale du regard

Ramplung, une parade de stars contemporaines, chéries du nouveau cinéma d'auteur américain. Habité par une grâce et une douceur étonnantes, le récit se déploie en trois épisodes d'intensité émotionnelle croissante, liés entre eux par des fils thématiques invisibles : le mur de l'incommunicabilité, l'échec de la famille en tant que cellule fondamentale de la société, la maladie de l'inaffectivité qui semble frapper des individus de tous âges et de toutes origines géographiques. La mise en scène de Jarmusch est simple, épurée, presque modeste. *Father Mother Sister Brother*, fondé sur le dialogue et entièrement tourné en intérieur, peut, à première vue, apparaître comme une œuvre « peu cinématographique ». La grandeur de Jarmusch se révèle toutefois dans la maîtrise de la direction d'acteurs, dans les éclairs d'humour acide qui ponctuent le récit, ou dans certaines décisions de mise en scène aussi sobres que raffinées. Dans cette récompense aussi inattendue, il n'est pas difficile de lire un hommage à l'ensemble de la carrière de Jarmusch, qui, bien que salué depuis des décennies par la critique, n'avait jamais reçu de distinction d'une telle envergure.

À la veille de la cérémonie de remise des prix, tous les pronostics penchaient en faveur de *The Voice of Hind Rajab* de la Tunisienne Kaouther Ben Hania, qui s'est finalement vu attribuer le Lion d'argent, Grand Prix du Jury. Qu'on l'apprécie ou non, cette œuvre s'impose comme LE film de cette Mostra de Venise, suscitant le débat critique le plus virulent et concentrant la plus vive attention médiatique en raison de l'urgence politique absolue qui émane de ce récit. Il s'agit de l'histoire vraie de Hind Rajab, fillette palestinienne de cinq ans, tuée par l'armée israélienne en janvier 2024, en dépit des tentatives de sauvetage du Croissant-Rouge. Mêlant documentaire et fiction (et faisant preuve d'une aisance remarquable dans le traitement d'un document historique d'une violence aussi insoutenable), Ben Hania intègre les enregistrements véritables de la voix de Hind Rajab dans une reconstitution hyperémotive, où

des acteurs professionnels incarnent les opérateurs du Croissant-Rouge. Au-delà de son message de dénonciation, le film soulève des questions capitales, qui contraignent le spectateur à s'interroger sur la morale du regard, les limites de la représentabilité, les frontières de plus en plus floues entre réalité et mise en scène. Aux accusations de recourir à une forme perverse et manipulatrice de pornographie de la douleur, le film peut opposer les raisons de la mobilisation politique et de la puissance de la vérité : une image réelle peut-elle être obscène ? Est-il encore sensé, alors que les réseaux sociaux sont saturés d'images de mort, que le cinéma se fixe des tabous ?

M.T. : Parallèlement à la compétition officielle pour les prestigieux Lions, le Prix Fiprisci de la critique internationale a été décerné à *Silent Friend*, la contribution allemande de la réalisatrice hongroise Ildikó Enyedi, déjà lauréate de l'Ours d'or à Berlin en 2017 pour *On Body and Soul*. Dans cette nouvelle œuvre, elle déploie un récit qui traverse trois époques – 1908, 1972 et 2020 – toutes liées par la présence immuable d'un vieux ginkgo, témoin silencieux de l'expérience humaine. Elle explore la relation entre l'homme et la nature à travers des images poétiques et surréelles.

M. S. C. : Dans *Silent Friend*, l'idée et la réalisation ne parviennent pas à s'accorder complètement. La structure formelle du film est excessive, téméraire, parfois chaotique, avec l'alternance de différents formats. Dans son imperfection même, le dernier opus d'Ildikó Enyedi s'impose pourtant comme une œuvre audacieuse et courageuse, portée par une ambition peut-être irréalisable : comment représenter l'invisible ? À travers les histoires parallèles de trois botanistes, le film explore la tension humaine qui nous pousse à chercher le contact avec des formes de vie éloignées et apparemment « silencieuses », comme les plantes : ce désir à la fois désespéré et merveilleux de communiquer avec l'altérité, pour entrer en communion avec le monde. ●



Father Mother Sister Brother, avec Vicky Krieps remporte le Lion d'Or



JEANNINE UNSEN

Moustache gracias

DARJA LINDER

mute

13.09.2025 – 09.11.2025

Expositions ouvertes du mercredi au dimanche de 15h00 à 19h00

www.galeries-dudelage.lu

centre d'art
VILLE DE DUDELANGE
NEI LICHT

centre d'art
VILLE DE DUDELANGE
NEI LICHT

centre d'art
VILLE DE DUDELANGE
DOMINIQUE LANG



S

T

|

L

land

12.09.2025

Un membre de la famille

III Benjamin Bottemer

Jeezy aime la présence des humains, c’est indéniable : dès notre arrivée, la femelle Bengale de six ans nous accueille avec force miaulements et frottements... Elle attendait avec impatience la visite de sa « pet-sitteuse », Anissa. Ce métier consiste de venir s'occuper de votre animal lorsque vous êtes au travail ou en vacances, les tâches les plus courantes consistant à le nourrir et à promener votre chien. Mais Anissa s’investit bien au-delà : « Je leur tiens compagnie, je joue avec eux en prenant le temps qu’il faut, je surveille aussi leur comportement, explique-t-elle en caressant le félin. Et je veille toujours à multiplier les petites attentions même à travers les gestes les plus simples, comme la température de l’eau du bol ». La jeune femme de 33 ans, longs cheveux bouclés et anneau nasal, a créé son entreprise « Nanny pet-sitting » il y a une dizaine d’années.

Infirmière de formation, elle a rapidement proposé un service de « pet-nursing » : en lien avec un vétérinaire, elle est compétente pour effectuer des piqûres, des bandages ou administrer un médicament. Il y a quelque temps, Anissa a repéré les signes d’un récent AVC chez un chat, et surveille avec soin la petite Jeezy, qui souffre d’un problème à l’oreille affectant son équilibre. À une époque, elle devait lui préparer un repas spécial, lui administrer un traitement. Des tâches qui peuvent refroidir certains de ses confrères. « Je me rends indispensable car mon métier ne l’est pas à la base, contrairement à une infirmière ; même si je suis mieux payée qu’une infirmière en France ! C’est assez fou ». La jeune femme a vite renoncé à exercer cette profession : elle communique bien mieux avec les animaux qu’avec les humains, explique-t-elle.

La pet-sitteuse entretient néanmoins « des liens très forts » avec les maîtres. Dans l’appartement de Dudelange où réside Jeezy, un petit cadeau et un mot de remerciements ont été



Anissa en promenade ce jeudi matin

déposés à son intention, signé « les parents ». Le phénomène actuel du pet-sitting doit beaucoup à la proximité toujours plus forte entre les animaux de compagnie et leurs propriétaires (un bien vilain mot), qui les considèrent de plus en plus comme leurs enfants. À ce titre, Anissa n’aurait pas pu mieux choisir son pseudonyme de « Nanny ». Selon elle, c’était tout simplement le surnom que lui donnaient ses proches pendant son enfance. Mais c’est aussi un terme anglais qui selon le vénérable dictionnaire Oxford désigne « une personne employée pour veiller sur un enfant à son domicile ». Anissa pense que le phénomène s’est développé assez tôt au Luxembourg grâce à la présence d’expatriés venus du Royaume-Uni ou des États-Unis, berceaux de cette activité (à ce moment de l’interview, l’image de caniches royaux promenés sur les trottoirs de Hollywood s’impose irrésistiblement à notre esprit).

La page Instagram de Nanny pet-sitting témoigne d’un attachement qui va bien au-delà de l’affection pour une petite (ou grosse) boule de poils : sous les photos de tel ou tel animal, on peut lire des commentaires comme « mon bébé ! » ou « ma fille, la plus belle ». « Chez certains clients, l’animal

se substitue à l’enfant qu’ils n’ont pas, par choix ou par contrainte » confie Anissa, qui propose également d’accueillir les chiens en pension chez elle, en Meuse, où vivent aussi ses chevaux. Lorsque des maîtres logent leur compagnon chez Anissa, ils sont heureux de savoir qu’il séjourne en même temps qu’un « copain » croisé lors de ses précédentes vacances. « Je fais mes plannings en fonction des affinités entre les animaux, et je n’accueille pas plus de cinq chiens à la fois : ils vivent avec moi comme si c’était les miens ; pas de chenil ni de cage ! » précise Anissa.

Très sollicitée avant la période Covid, la pet-sitteuse a un peu ralenti le rythme, même si elle accepte toujours de nouvelles propositions, qui lui parviennent via le bouche-à-oreille. Elle s’occupe aussi du centre de sport canin qu’elle ouvert à quelques kilomètres de son domicile, et qui peut faire un joli terrain de jeux pour ses chiens pensionnaires. Pas question de multiplier les visites pour optimiser son chiffre d’affaires, elle préfère prendre son temps avec chaque animal, chien, chat, lapin, ou même serpent ou mygale... même si dans ces deux derniers cas, les câlins sont peut-être un peu moins de rigueur. ●

L’ENDROIT

Wäinstuff

Clément Scherer a développé ses connaissances dans le vin lors de ses vacances. À chaque voyage, il visitait des domaines viticoles, discutait et dégustait avec les vignerons et remplissait son coffre



de bouteilles. Cet ancien chauffeur de bus a réussi sa reconversion : après avoir organisé des dégustations chez de particuliers, il a ouvert son bar dans le centre de Dudelange. Il l’a appelé Wäinstuff, oui avec un n, en souvenir du nom que portaient ses soirées, *Eise Wäin an Ärer Stuff*. Avec plus de cent vins proposés au verre, le caviste aime surtout faire découvrir des petits domaines français, notamment en Corse où il a ses habitudes. Il n’oublie pas les terroirs luxembourgeois et se fait fort de dénicher des assemblages peu usuels. On a pu goûter la cuvée Smile de Bob Molling où l’acidité du

Rivaner joue avec la douceur du Gewurztraminer. Le cadre de style industriel est lumineux et confortable, avec une playlist bien pensée pour assurer l’ambiance sans casser les oreilles. Pour contrebalancer la soif, les classiques planches de charcuteries et fromages sont complétées par quelques grignotages chauds dont un croque très appréciable. FC

CATÉGORIE

Oktoberknall

Das Trifolion kündigt auf Facebook einen „Knall“ an –

am 20. September organisiert das Kulturzentrum erstmals ein Oktoberfest. Mit dabei sind „die absolute Oktoberfest- und Partylegende Hoffi-Zambezi“ sowie die „deutsche Partyhexe“ Susal mit ihrem Akkordeon. Als eine *Wort*-Journalistin Trifolion-Direktor Maxime Bender auf das ungewöhnliche Event anspricht, antwortet dieser: „Man merkt, dass die Menschen in diesen Zeiten einfach auch Dinge brauchen, die sie zum Lachen bringen.“ Guy Rewenig spekulierte im *Tageblatt* nach der Ankündigung dieses „teutonischen Donnerschlags“, ob nun die roten Zahlen in der Trifolion-Kasse am „bayrischen

Wesen“ genesen sollen. An Oktoberfesten wird es diesen Herbst jedenfalls nicht mangeln: Vom 4. Oktober bis zum 14. November findet in Clausen ein Oktoberfest statt. Unter dem Motto „Heben Sie Ihre Bierkrüge“ wird für „unvergessliche Momente mit Familie und Freunden“ geworben. Das Clausener Oktoberfest sei aber auch „perfekt für Teambuilding“. Ganz kreativ geht man es an der Mosel an – das Unternehmen Navitours deutet Remich kurzerhand als bayerisches Bierterritorium um. Für den 4. Oktober organisiert es eine Schiffahrt mit bayerischen Buffet-Spezialitäten.



Eine „unglaubliche Atmosphäre“ soll zugleich die Gäste zum Tanzen anregen, denn DJ Luke sorgt mit bayerischen Hits für Stimmung. SM

PRINTED IN LUXEMBOURG